Berthold Auerbach's

gesammelte Schriften.

Erste, neu durchgesehene Gesammtausgabe.

Zwölfter Band.

Stuttgart und Augsburg.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1858.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
in Stuttgart und Augsburg.

Dichter und Kaufmann.

Ein Lebensgemälde

aus der Zeit Moses Mendelssohns.

Erster Band.

Vorrede.

Das vorliegende Buch, zuerst im Herbst 1839 erschienen, ist die Ausführung einer von mir bereits 1836 in einer Zeitschrift veröffentlichten Lebensskizze des Epigrammendichters Ephraim Moses Kuh,[1] in welcher ich die biographischen Thatsachen dichterisch zu ergänzen versuchte.

Zur Wiederaufnahme dieser Skizze kam ich erst nach Vollendung des „Spinoza.“ Hier wie dort leitete mich zunächst der Grundgedanke: Sittenschilderungen aus dem innern Leben der Juden in verschiedenen Jahrhunderten und Ländern an die Entwicklungsgeschichte einzelner Charaktere anzuknüpfen, und so das Eigenthümliche des allgemein geschichtlichen und individuellen Lebens zu veranschaulichen.

Es mag seltsam erscheinen, daß ich in der Folgenreihe dieser Darstellungen, nach dem Weltweisen den Epigrammatisten aufnehmen konnte, nach einem Charakter, dessen einheitliche Macht des Lebens und Denkens alle Zwiespältigkeit besiegte und versöhnte — nun einen untergeordneten, der im Zwiespalt erlag. Die Aufgabe blieb jedoch, gerade aus der Mendelssohn'schen Periode, aus welcher wir noch in unsern Tagen Gestalten vor Augen hatten, eine Persönlichkeit mit den Zeiterscheinungen in Berührung zu bringen, die in bestimmten Zügen kennzeichnete,

[1] Hinterlassene Gedichte von Ephraim Moses Kuh. Mit der Biographie des Dichters. (2 Bändchen. Zürich, bei Orell, Geßner, Füßli u. Comp. 1792.)

wie das bisherige episodische, aus der völkergeschichtlichen Strömung verdrängte Leben des deutschen Juden eben damals vom Geiste aus in dieselbe einzumünden suchte.

Die geschlossene künstlerische Composition, die dichterische Zusammendrängung der Gegensätze in einen bestimmten Höhepunkt fiel bei Darstellung eines Menschenlebens in seiner ganzen Ausbreitung von selbst weg, zumal bei einem solchen, dessen Thatsachen durch ihren Charakter des Zusammenhanglosen und Epigrammatischen eine sprungweise Darstellung im Urbilde vorzeichnen.

Ich habe daher auch bei diesem Buche die Structur des Ganzen gelassen, im Einzelnen dagegen auch hier Correctheit und Einfachheit herzustellen gesucht,[1] soweit letzterer nicht gerade das Absonderliche der durchgehenden Persönlichkeit entgegenstand.

Es war mir auch bei dieser Arbeit vergönnt, mich in Leben und Denken großer Männer zu versetzen, und wenn ich oft ihre eigenen Worte wiederhole, so geschah es nur, um ihnen das Eigene zu lassen, nicht um mir Fremdes anzueignen.

Es ist der treue Dienst der Wahrhaftigkeit, der rechte Cultus des Genius: die erhabenen Denkergebnisse derer, die zur reinen Humanität strebten, in ihrem Namen zu wiederholen und aufs Neue zu verkünden.

Dresden, 15. August 1854.

Berthold Auerbach.

[1] Bei der neuen Durchsicht dieses Buches habe ich abermals Gelegenheit gefunden, Einzelnes bestimmter zu fassen.

Im Sommer 1858.

Inhalt.

1. Die Gäste.

„Einsinken soll er wie Korah!"

„Alle Plagen Pharao's sollen über ihn kommen."

Solche und noch derbere Flüche hörte man aus einer Bettlergruppe, die sich am Freitag Nachmittags nach der „Schlafstatt" (Herberge) zu Breslau bewegte. Die Bettler mit ihren Frauen und Kindern kamen so eben von dem jüdischen Heiligenpfleger, der die Speisemarken auf den nächsten Sabbath an sie vertheilt hatte.

Durch die endlosen Judenvertreibungen und Verfolgungen waren unzählige jüdische Familien in die Nothwendigkeit versetzt, mitten im civilisirten Europa, gleich ihren Vorfahren in der arabischen Wüste, ein Nomadenleben zu führen; sie hatten weder Heimath noch bestimmten Wohnort, und zogen bettelnd von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, wo sie seßhafte Glaubensgenossen fanden. Viele konnten oft auf Generationen zurück keinen Wohnort ihrer Vorfahren angeben; ihre Ehebündnisse wurden nur durch Uebergabe eines Ringes und bestätigende Anwesenheit zweier Zeugen auf den Landstraßen geschlossen. Eine solche Ehe war nach den ursprünglichen jüdischen Religionssatzungen vollkommen rechtsgültig, denn die Ehe als rein bürgerlicher Vertrag bedurfte keines Geistlichen und wurde

selbst von den Geistlichen nicht in der Synagoge, sondern außerhalb derselben unter einem ausgespannten Baldachin eingesegnet.

Selten war es, daß Nachkömmlinge jener Bettlerfamilien sich aus dem Zigeunerleben herausarbeiteten, die Gewohnheit hielt sie darin fest, und ihre Verpflegung war in den Gemeinden vollkommen organisirt. Die Herumziehenden wurden mit dem Ehrentitel: „Gäste" bezeichnet; erst später erhielt dieser ursprünglich milde Ausdruck eine schimpfliche Nebenbedeutung. In jeder Gemeinde mußten die seßhaften Familien je nach dem Vermögensstande eine größere oder kleinere Zahl „Gäste" während des Sabbath abspeisen, und sie Sonntag Morgens mit einem Weggeld versehen. Die Verpflegung an den Wochentagen war mehr oder minder der freien Mildthätigkeit überlassen.

Das mißlichste Amt bei jenen sabbathlichen Einquartirungen hatte der Heiligenpfleger, der die Marken austheilte; er konnte es Niemand recht machen; die Bettler verfluchten und verwünschten ihn, denn niemand Anders als dem unglücklichen Almosenier galten die oben vernommenen Flüche.

Die jüdische Armenherberge zu Breslau befand sich auf der Carlsstraße in der sogenannten Fechtschule, einem kasernenartigen Gebäude, das einen großen, einem Marktplatz gleichenden Hofraum einschloß, in dessen Mitte sich eine Art Waarenlagerhaus mit kleinem Thurm und Schlaguhr befand; in den umgrenzenden Häusern, deren eine Reihe an die Festungswälle stieß, wohnten vierzig bis fünfzig jüdische Familien, in

einem der Hofräume befand sich die sogenannte Lissaer Synagoge, ihr gegenüber traten die Bettler in ein schmutziges Zimmer.

„Bei wem ißst du, Schnauzerle?“ frug in röchelndem Tone eine dicke Gestalt.

„Bei wem ich ess'? Bei wem ich hungre, mußt du fragen. Noch einmal soll er einsinken, schickt er mich zu dem Lämmle Bär, der sieht aus wie die theure Zeit, und seine Frau wie ein geräucherter Häring, so eine sechzehn Faust große hochbeinige alte Köchin.“

So erwiderte der Angeredete, ein Mensch mit verwegenem Gesicht, der sich von seinen Genossen auch noch dadurch auszeichnete, daß er lederbesetzte Reithosen mit breiten rothen Streifen und einer Reihe messingener Knöpfe an den Seiten trug; die silbernen Ohrringe, die unter den schwarzen wollig gekrausten Haaren hervorsahen, konnten als besondere Kennzeichen gelten.

„Weißt du was?“ fragte ein kleines Männchen mit einem Spitzbärtchen, Mendel Felluhzer genannt, „weißt du was? wenn du mir zwei gute Groschen dazu giebst, tausch' ich mit dir und geb' dir mein B'lett (Billet) zu der reichen Wittfrau von dem Ahron Wolf, die hat das fetteste Dürrfleisch in ganz Breslau, und alle Sabbath eine geräucherte Zung' mit einer Sauce, die schmeckt wie lauter Malvesier.“

„Anderthalb gute Groschen geb' ich dir,“ erwiderte Schnauzerle, und seine Frau heulte und schimpfte und schlug ihre Kinder, weil sie einen so verschwenderischen Vater haben, daß sie ebenfalls mitschrieen.

„Anderthalb?“ lächelte Mendel, „meinetwegen, siehst du? ich handl' nicht lang, aber zuerst bezahl'.“

„Ich hab' keinen Blutpfennig, und wenn der Amalek, der Leibzolleinnehmer käm', und thät sagen: Victor, oder meinetwegen Schnauzerle, du darfst mir die Augen ausstechen mit einem rothen Heller — ich thät's doch gewiß gern — ich müßt' den Titus laufen lassen. Ihr Alle seid Zeugen, daß ich ihm bis Sonntag Morgen anderthalb gute Groschen schuldig bin.“ Mendel schüttelte verneinend den Kopf, und Schnauzerle fuhr fort: „Du darfst mir mein rechtes Ohr mitsammt dem Ohrring herunterschneiden, wenn ich dich nicht ehrlich bezahle.“ Mendel verneinte abermals, und Victor legte sich auf die Bank hinter dem Tisch, streckte die Beine von sich und pfiff den Dessauer Marsch.

„'ne fette B'lett
und ein gut Bett
und ein' schöne Maid
ist mein' Freud'“

deklamirte ein pfiffiges Männchen aus dem Stubenwinkel.

„Werd' stumm und sprachlos, du Narrenschwab,“ unterbrach Löbel Schackern den Reimer, denn er hatte bei jenen Versen lachen müssen und sich dadurch ein Stück aus dem Kinn geschnitten, da er gerade damit beschäftigt war, vor einem zerbrochenen Spiegel jedes einzelne seiner Barthaare mit einer Scheere abzuzwicken. Der unglückliche Poet, Jisraele Possenmacher aus Dörzbach in Franken, antwortete schnell:

„Hundegebell und Katzengetümmel
Kommen nicht in den Himmel.“

Hierauf zog er wie ein Schütze die Augenlider über die stets halb versteckten grauen Aeuglein, nahm das Tabaksknöllchen, das er im Munde kaute, heraus, und warf es seinem Recensenten ins Gesicht; dieser warf seine Scheere nach ihm, die aber unglücklicherweise ein kleines Mädchen traf, das, eine Violine im Schooße haltend, zusammengekauert in einer Ecke saß. Das Kind schrie laut, Blut floß ihm von der Stirn, und Schnauzerle sprang wüthend auf, und vom Tische herab über die Anderen weg zu seinem Töchterchen; brüllend vor Wuth hob er das leichenblasse Kind mit der einen Hand in die Höhe, mit der andern ballte er grimmig die Faust gegen die Umstehenden, er drückte das bluttriefende Antlitz seines Kindes an seine Lippen, er fühlte keinen Athem mehr, da schrie und brüllte und fluchte er abermals laut und schwor Alles niederzumetzeln.

„Mein bestes Kind, mein bestes Kind! Warte Löbel, ich beiße dir mit meinen Zähnen die Gurgel entzwei. Es war so sanft wie ein Lamm, jeden Heller, den es durch Singen verdient, hat es mir gebracht;“ so schrie Schnauzerle und seine Stimme begann zu zittern.

Unterdeß hatten Mehrere eine alte Bettlerin, die lange Vogel genannt, aufgesucht; sie kam, riß Schnauzerle das Kind aus dem Arm, blies leise flüsternd dreimal in die Stirnwunde — das Blut rann nicht weiter. Sie nahm ein Fläschchen aus der Tasche, spritzte

einige Tropfen auf Mund und Schläfe, das Kind öffnete die Augen, Schnauzerle jubelte laut und stieß Löbel mit den Füßen, man wußte nicht, ob aus Freude oder Rache; dieser nahm seine gelbe Halsbinde vom Halse und gab sie der Alten zum Verband für das Kind, auch seine kleinen goldenen Ohrringe häkelte er aus und heftete sie dem schlafenden Kinde ein, und um Alles gut zu machen, gab er Schnauzerle seine bessere Speisemarke und nahm die schlechte dafür. Plötzlich schien ein veränderter Ton, eine gewisse Weichheit der Stimmung unter den Anwesenden zu herrschen, von all den Flüchen und derben Späßen war nichts mehr vernehmbar. Die Empfindung eines vorübergezogenen Unglücks erregt auch in den verhärtetsten Gemüthern einen leisen Schauer; und wer mag bestimmen, wie viel bei solchen Anlässen von wohl verzeihlicher Selbstsucht sich im Gemüthe regt? Jeder konnte sich nun mit ungestörtem Behagen der kommenden Sabbathlust hingeben und ein gut Theil derselben wäre damit zu Boden gesunken, wenn eine kleine Leiche auf den Dielen der Schlafstatt gelegen hätte. Alle vereinigten sich in dem Lobe der zehnjährigen Mathele (Mathilde), sie priesen ihre Klugheit, ihre sanfte Gefälligkeit und ihre Fertigkeit in Gesang und Geigenspiel, und wie Schnauzerle durch sie so glücklich wäre. Das Kind erwachte, Alle liebkosten es, es stellte sich lächelnd vor den zerbrochenen Spiegel und ergötzte sich an der gelben Binde und den goldenen Ohrringen; auf dem blassen Antlitz und dem zierlich kleinen Munde schien noch selten eine Freude aufgeblitzt zu sein. Das Kind

band sich die Schleife an der Stirne zierlicher, der Wundverband wurde zum Schmuck und mit schwunghafter Anmuth hüpfte es zur Thüre hinaus, um den anderen Kindern seine schönen Sachen zu zeigen.

„Der Schnauzerle ist ein speculativer Kopf," sagte Elia Roßnitzer, „mit dem Kind kann er noch einmal ein reicher Mann werden. Es sieht gar nicht so aus, als ob es dein Kind wäre, ich glaub', du hast's gestohlen."

„Bei deiner Geburt hat man auch geschossen, denn du hast das Pulver nicht erfunden," erwiderte Schnauzerle, „du kannst dir einen Hund anschaffen, der dir deine Einfälle frißt. Man hat nicht genug für sich, wird man auch noch zum Ueberfluß Kinder stehlen?"

„Andere Leut' sind auch speculativ," begann Mendel. „Wenn ihr verschwiegen sein wollt, will ich euch meine neue Einrichtung erzählen."

Er zog ein schmutziges Büchlein aus der Tasche, und die Neugierigen bildeten eine Zuhörerkrone um ihn, indem sie, die Daumen zu beiden Seiten in die Armlöcher der Weste eingerammt, mit verzerrten Mienen den Sprecher ansahen.

„Ihr wißt," fuhr Mendel fort, „ich bin bekannt, wo zwei Wege zusammenlaufen, drum hab' ich jetzt mein Maklergeschäft in's Große angelegt. Seht her, auf dem ersten Blatt links stehen die Knecht' und rechts die Mägd', die heirathsfähig sind; lassen wir diese bei einander, ich will euch gleich die zweite Koppel vorführen: auf diesen Blättern stehen die Haussöhne und die Haustöchter, da ist nur Ein Sternchen dabei, die

sind vom Mittelstand, so bis zu 2 — 3000 Thaler; sind zuckersüße Kinder darunter, die Wahl thät' mir weh, wenn ich eine davon zu wählen hätt'. Am übelsten ist eigentlich die Mittelsorte dran, die hier neben notirt ist; sie gehören nicht recht 'rauf und nicht recht 'runter, sind zu groß an den Karren und zu klein in den Wagen, das ist ein sauer Stück Arbeit, bis man so eine ordentlich eingeschirrt hat. — Aber jetzt, liebe Kinder! aufgepaßt! da kommen meine Goldfisch', meine Perlsteine, meine Zuckerstengel, meine Herzblättchen — auf zweihundert Meil' Wegs in der Runde ist kein Jung' und kein Mädchen, die ich nicht im Sack hab'; Brüder! das geht hoch hinauf, bis in den siebenten Himmel, bis zu 12,000 Thaler! höher hinauf kam noch Keiner. Da ist die Tochter von dem Maier de Castro in Hamburg, erst fünfzehn Jahr alt, aber doch ein achtzehncaratig Goldkind, die sieht so frisch und gesund aus, daß man grad drein beißen möcht', und ein paar Augen hat sie im Kopf, kohlschwarz und mit einem Feuer! der große Diamant vom König von Portugal (ich wollt' ich hätt ihn) hat gewiß kein klarer Feuer, ein Mund und ein Kinn, und überhaupt die ganze Person, man kann nichts Schöneres malen, und Brüder! 12,000 Thaler! Lieber Herre Gott, wenn ich 12,000 Thaler hätt', thät ich fragen, ob Breslau zu verkaufen ist, ich wäre der größte Handelsmann von der Welt, mir wär' wohler als dem König von Preußen. Ich muß sagen, mich dauert das junge Blut, ihr Vater hat mit aller Gewalt einen Gelehrten zum Eidam gewollt, ich hab' von Fürth aus so ein vertrocknetes

Rabbinerchen hingeschickt, ich verdien' ein schön Stück Geld dabei, und während wir hier reden, ist die Partie vielleicht schon abgemacht. — Die doppelt Angestrichene hier, das ist die Tochter von dem Raphael Löbell aus Trier, sie heißt Täubchen, es ist eine von denen, die viel Curmacher und keinen Abnehmer finden, so ein Marktgaul, den sich Jeder vorführen läßt, man mustert ihn und geht davon; sie ist von den halb und halb Neumodischen, sie parlirt hochdeutsch wie eine Gräfin, und ist auch sonst eine ansehnliche Person, hat aber ein bischen Kikriki im Kopf; na, eh' zweimal vierundzwanzig Stund' vergehen, ist sie versorgt. —"

Er hielt mit Lächeln ringsum Lob einsammelnd inne, und fuhr dann fort:

„Brüder, jetzt paßt auf, hier auf diesen drei Blättern ist solche Waar notirt, die ein Fleckchen hat, und was man sonst überhaupt Bavel nennt; und dabei ist am meisten zu verdienen, gerade weil so etwas nicht Jedermanns Kauf ist. Da ist die Tochter von dem Maier Karp aus Köln, sie hat ein Hufeisen verloren, weil sie unter der Kavallerie gedient hat; ich hab's ihrem Vater in die Hand hinein versprochen, daß ich ihr einen tüchtigen Handelsjungen herschaffe, und wenn er nichts als das Hemd auf dem Leib hat, kriegt er sie, und tausend Thaler baar Geld, und Theil am Geschäft, und erbt noch einmal ein schön Stück Geld, was will man mehr? Da ist die Tochter von dem frommen Rabbi Ahron Eftringen aus Straßburg. Die Rabbinertöchter sind alle keinen Groschen werth, vor lauter Frömmigkeit haben ihre Eltern nicht Zeit auf

sie Acht zu geben; sie ist verrufen wie sauer Bier, ich hab' ihr aber schon einen Mann, sie kriegt einen Ochsenhändler aus Speyer. — Seht, da stehen die Buckeligen, die man nur von vorn ansehen darf, neben ihnen die, welche ein Ueberbein am Hals oder sonst zu viel Zugabe haben; hier solche, die Einen immer nur von der Seite ansehen; hier die, denen man wie einem geschenkten Gaul nicht in's Maul gucken darf; aber zuletzt hier steht noch eine Capitalperson, die kann ein Kunststück, was ihr auf tausend Meil' Wegs Niemand nachmacht."

„Was denn?" fragten alle Umstehenden heftig.

„Was denn?" erwiderte Mendel schmunzelnd, indem er eine Weile still sein spitzes Kinn mit der linken Hand festhielt, „die — kann ihren Ellbogen küssen, so schön sind ihr die Arme in den Leib hineingedreht. — Jedem Verheiratheten mutze ich in meinem Register hier einen Stern auf, warum nicht? Ich bin schon mehr verflucht worden als Tag' im Jahr sind, aber was thut's? ich sag' immer: die Ehen werden im Himmel geschlossen, und es steht ja auch geschrieben: zur selben Stunde als Jemand geboren wird, wird im Himmel ausgerufen: der und der bekommt die und die — was kann ich dafür? — A propos! weiß mir Keiner von euch eine reiche Wittfrau oder so eine halbe alte Jungfer, aber sie muß mit allen Hunden gehetzt sein und muß Haar' auf den Zähnen haben; der Veitel Ephraim in Berlin ist jetzt zu Gutem Wittwer, dem möcht' ich doch wieder einen Hausteufel auf den Hals laden."

„Mon cher cousin!“ rief Schnauzerle, „bis heut über vierzehn Tagen bin ich bei meinem lieben Vetter, ich will dem Goldvogel schon ein Paar Federn ausrupfen, daß er das Mausern spart.“

„Da kommst du vor die rechte Schüssel,“ entgegnete Elia Roßnitzer, „an dem Veitel sieht man wie's geht wenn der Bauer auf den Gaul kommt, der weiß den Kamm nicht hoch genug zu tragen, aber gegen wen? gegen uns; gegen die Herrschaften, da kann er sich bucken und ducken wie wenn seine Knochen lauter Fischbein wären. Wir kennen doch Alle seine Hühner und seine Gäns', sein Vater war kein bischen weniger und kein bischen mehr als unser eines, er hat auch genommen, wo ihm Einer was gegeben, und auch wo man ihm nichts gegeben hat.

Da hat doch seine verstorbene Schwester Sara, die Frau von dem reichen Moses Daniel Kuh hier neben, gar keine Ader von dem Schuft gehabt, das war das beste B'lett in ganz Breslau, die war eine Biederfrau, wie's in der Thora (heilige Schrift) steht; wer hungrig ihr Haus betreten hat, ist satt herausgegangen.“

„Ich wollt', es stürb' alle Tag' so eine Frau,“ röchelte David Schmalznudel, „ich war gerad hier, als sie begraben wurde, da ist viel Geld auf dem Gutort (Friedhof) an die Armen ausgetheilt worden, auf Jeden ist, glaub' ich, ein Thaler und noch ein Paar gute Groschen gekommen; dreißig goldene Dukaten hat sie bei ihren Sterbekleidern liegen gehabt mit dem Beifügen, daß man sie bei ihrem Begräbniß an die Armen vertheilen soll.“

„Ach, ihrem letzten Jungen,
Dem hab' ich's an der Wieg' gesungen,
Daß er sich nicht darf beklagen,
Geht's ihm schlimm in alten Tagen. —
Ich sag' euch, liebe Brüder,
An König Arthuls Hof'
Sang man nicht schön're Lieder,
Man bessern Wein nicht soff.
Der Veitel doch, der Bösewicht,
Der machte stets ein sau'r Gesicht,
Doch glaubet mir, ich hass' ihn nicht,
Nein, was ich für mich selber möcht',
An ihm, wenn's anging', wär mir's recht —"

deklamirte wiederum das pfiffige Männchen im Stubenwinkel.

„Was wünschest du dir denn?" unterbrachen Alle den reimseligen Improvisator.

„Ich wünsch' mir ein voll Pulverfaß
An ihm, wenn's anging, wär's ein Spaß."

„Viel zu viel Aufwand," bemerkte Schnauzerle gähnend, „aber Brüder, der Mendel hat mich auch speculativ gemacht, ihr sollt schon hören, was ich noch anfange."

Ein viermaliger Schlag mit einem hölzernen Hammer an die Hausthüre gab das Zeichen, daß es Zeit sei, in die Synagoge zu gehen. Die Bettler standen auf, unter der Hausthür rannte ein Pole ihnen entgegen, der hastigen Schrittes hereinkam. Schnauzerle kehrte wieder um und fragte den Fremden, ihn beim Rock fassend:

„Rabbi, könnt ihr mir nicht das sechste Buch Moses verschaffen? Ein Schatzgräber hat mir zwanzig Thaler dafür versprochen, ihr sollt es nicht umsonst thun, wenn ihr mir das sechste Buch Moses gebt.“

„Habt ihr nicht an fünfen genug?“ erwiderte der Pole unwillig, und entfernte sich gleich darauf, nachdem ihm die Herbergsmutter ein Nachtlager zugesagt hatte.

„Siehst du, Sarchen,“ sagte die Herbergsmutter zu ihrer achtzehnjährigen Tochter, die das Zimmer gescheuert hatte und nun mit verweinten Augen am Fenster stand und hinausstarrte in das Schneegestöber, „siehst du, das Sprüchwort sagt:

Durch Gäst' und Gesinder
Giebt man aus die Kinder.

Hier hast du nun gehört, wie's wahr ist.“

Sarchen kehrte sich um und trocknete mit ihrer Schürze eine Thräne aus dem Auge. Mathele, das verwundete Kind, kam herein und spielte auf der Geige, die Herbergsmutter nahm dem Kind die Geige weg und schlug es. „Weißt du denn nicht, daß jetzt Sabbath ist, und man am Sabbath keine Musik machen darf?“ so sagte sie. Die beiden Mädchen gingen schweigend zur Thüre hinaus, die alte Mutter breitete weiße Linnen auf den Tisch, und zündete unter einem Gebete die sieben Sabbathlichter an, indem sie dabei ihre beiden Hände zum Segensspruche gegen die Lichter ausbreitete.

Ruhe und freundliche Sauberkeit herrschte nun in der sabbathlich erleuchteten Stube.

Schnauzerle und seine Gefährten standen indeß in der Synagoge nicht weit vom Eingang, sie plauderten fast unaufhörlich während des Gebetes miteinander und bekrittelten die Mitglieder der heiligen Gemeinde zu Breslau, die mit tiefen Bücklingen und leisem Gemurmel sich in ihre Betstühle begaben.

„Siehst du," sagte Schnauzerle zu Mendel Felluhzer, „da schlenkert der lange Meier Lämmle hin, der thut wohl daran, daß er seine Diebeshände in einen Muff von Fuchspelz versteckt. Hat zuletzt nichts mehr zu rapsen gewußt, hat er sich selbst herausgestohlen aus Warschau. Ei, der Moses Gans bückt sich recht; drückt dich dein Galgen so, der dir auf den Buckel gebrannt ist? Sacre nom de Dieu! da kömmt der Levi Wolf, der tritt auf, wie wenn er tombakene Füße hätt', und nicht nur vier tombakene Uhren in den Taschen, die er alle für goldene verkauft; seht, aus jeder Tasch' hängt ein Cachet heraus; ich glaub', wenn einmal unser Herrgott nicht mehr weiß, welche Zeit es ist, der Levi Wolf verkauft ihm eine Uhr, und beschwatzt ihn, daß er Tombak für achtzehncaratig Gold hält. Das beste Handwerk hat aber doch ein Rabbiner; faullenzen und beten, das ist doch das leichteste Geschäft; es ist wahr, Rabbi Tobias ist ein braver Mann, das dank' ihm aber der Henker; eine große Kunst, das ganze Jahr hinter dem Tisch sitzen, genug zu essen und zu trinken und eine schöne Frau, Herz, was begehrst du? wenn ich's so hätt', wollt' ich fromm sein, wie der Prophet Elias selber."

„Halt doch dein Schandmaul, du weißt doch Jedem

was anzuhängen," rief Maier Schmalznudel, und Schnauzerle schwieg eine Weile, denn viele andere, sowie der Pole, zischten Ruhe.

Der Pole stand bei Seite in einem Winkel, fern von den übrigen Bettlern. Die brennenden Messing-Lampen, die an langen Ketten von dem Gewölbe der Synagoge herabhingen, beleuchteten nur spärlich die Gestalt des seltsamen Fremden. Seine Haltung war während des ganzen Gebetes gebückt, wobei er seinen Oberkörper in stetiger gemessener Schwingung erhielt. Als das Schema (5 B. M. 6, 4—10 und 11, 13—21.) angestimmt wurde, richtete er sich auf den Fußzehen hoch empor, schloß die Hände krampfhaft über dem Haupte in einander, kniff seine Lippen zusammen, drückte die Augenlider fest zu, und suchte in einem langgehaltenen Athemzuge eine gewaltsame Ekstase zu erwecken. Es war, als ob bei diesem herausfordernden Bekenntniß zu dem einigen Gotte ein ganzes Heer von Gedanken, Zweifeln, Klagen und Hoffnungen sich in buntem Gedräng auf seinem Antlitze bekämpften. Er fuhr sich mit der linken Hand langsam von der Stirn bis zum Kinn, und ruhig abgeklärte fast geglättete Mienen kamen wieder zum Vorschein; nachlässig spielte er mit seinem reichen schwarzen Barte, der von den Schläfen an in zierlich gekräuselten Locken herabwallend die männlich frische Gesichtsbildung einrahmte. Der kleine Mund war ganz umwachsen von pechschwarzen Haaren, die auch das Kinn bedeckten; eine feingeschnittene Habichtsnase, etwas weit hervorspringend, verlieh dem Gesicht jenen eigenthümlichen, orientalisch

fremdartigen Ausdruck; das gluthvolle dunkle Auge, von langen Wimpern beschattet, und die feingeschweiften reichen Brauen, finster hereingezogen, verriethen eine heftige aber eingedämmte und stillgrollende Leidenschaft; das breite Barett saß mehr im Nacken als auf dem Kopfe, und bot die hohe lilienweiße Stirne, reich mit den Narben des Gedankens versehen, dem Blicke dar; nicht im offenen Kampf, nicht im Angesichte von Nationen schienen diese Ehrenmale errungen: die Dornenkrone eines vereinsamten geächteten Strebens hatte mit ihren scharfen Spitzen diese Wunden geäzt.

Mit Behaglichkeit hatte der Vorsänger seine Gesänge, ein wunderliches Gemisch von heiligen Melodien und Gassenhauern, herabgeleiert, er kümmerte sich wenig um die Versammelten, die in steter Bewegung vor ihren Pulten hin- und hertrippelten, und vor Kälte in die Hände bliesen. Während er sich jetzt vor seinem Katheder hin- und herschaukelte und mit häuslicher Ungezwungenheit sein zerdrücktes Filzbarett zusammenlegte, sang er den letzten Schlußgesang. Die Gemeinde war indeß schon in voller Bewegung, hielt jedoch noch am Ausgang der Synagoge inne, um auf das letzte Wort des Vorbeters mit einem allgemeinen Amen zu antworten; besonders mußten die Kinder laut Amen sagen, denn der Thalmud lehrt bedeutungsvoll: auf dem Amen der unmündigen Kinder ruht die Welt.

Jetzt bewegte sich ein großer dicker Mann, einen Knaben an der Hand führend, von seinem Platze, unmittelbar neben dem des Vorsängers, der Thüre zu. Alles grüßte ihn zuvorkommend mit einem „Gut Schabbes,"

und er gab diesen Gruß mit freundlichem Wohlwollen zurück; an der Thüre war ein großes Gedränge, Alles wich ehrerbietig vor dem Großen zur Seite, auch der Pole grüßte demüthig.

„Seid Ihr schon eingeladen?“ redete ihn der Große an.

„Ich bin erst mit dem Sabbath hier angekommen, hatte also noch nicht Zeit“ — antwortete der Pole in schlechtem, mit ebräischen Phrasen verunziertem Deutsch.

„Gut, so kommt mit mir,“ erwiderte jener.

„Es bleibt dabei, ich werd' ein Pole,“ rief Schnauzerle, als sich das Gedränge verlaufen hatte, „kommt der Bocksbart noch an die beste Krippe! Kennt ihr ihn denn nicht? das ist der reiche Moses Daniel Kuh, der ihn am Halfter gefangen hat. Ich hab' einmal gehört, unser Herrgott hat bei der Schöpfung den Leviathan eingepöckelt, als Delikatesse für die Frommen in jener Welt; ich glaub', wenn wir einst hinüber kommen, kriegen die Polen das Fleisch und wir die Gräten zu fressen.“

„Ich wäre so gern bei dem Moses Daniel gewesen,“ sagte Mendel Felluhzer; „ich hätt's so am besten anbringen können, daß ich eine herrliche Partie für seinen ältesten Sohn hab'.“

Der krumm' Meierle, der als Küster der Letzte war und die Synagoge zuschloß, schürte den Neid der Bettler immer mehr, und ergötzte sich im Innern an den Flüchen und Verwünschungen, die sie über „Gottes Leibgarde,“ die Polen ausstießen.

Die polnischen Landstreicher hatten durch scheinbare

und wirkliche Gelehrsamkeit und Frömmigkeit gewissermaßen das Ansehen von Bettelmönchen und wurden von den Laienbrüdern im deutschen Reiche vielfach beneidet und gehaßt. Dazu kam noch, daß auch im jüdischen Bereiche eine nach Nationalitäten geschiedene Ehrengeltung sich festgesetzt hatte; wie die vornehmeren portugiesischen Juden die deutschen mit einer gewissen Geringschätzung ansahen, so nahmen die deutschen gleiche Haltung den polnischen gegenüber an.

Unter dem gemeinsamen Joche noch Höhere und Niedere!

Wie aber nach der Sage selbst die Verdammten in der Hölle am Sabbath Ruhe haben, so schienen endlich die neidischen und verleumderischen Geister in den Bettlern beschwichtigt, als sie sich nach verschiedenen Häusern begaben.

2. Der Sabbath.

Der Pole war unter den herkömmlichen Fragen über Reise und Lebensschicksal mit seinem Kostherrn nach dessen Hause gegangen. Schon aus diesen Fragen entnahm der Pole, daß er einen Laien vor sich habe; denn aus alten Zeiten, da noch Gott mit seinen Engeln zu Abraham zu Gaste kam, besteht die fromme Satzung, daß man einen Gast erst nachdem er sattsam gegessen und getrunken nach Namen und Herkunft fragen darf, und für die neue, von Wundern verlassene Zeit ist noch besonders hinzugefügt, daß man Wohlthätigkeit

üben solle ohne zu fragen, damit man es nicht erfahre, wenn man einen Feind oder Verbrecher beherbergt.

Das schön gebaute Haus des Moses Daniel stand dicht neben der sogenannten Fechtschule. Die Stube war sabbathlich geschmückt; der Fettgeruch der in der Ofenröhre protzenden Speisen, welcher das ganze Zimmer durchduftete, hätte des Polen Eßlust wo möglich noch verdoppeln können.

„Zwei Dämonen begleiten am Freitag Abend den Menschen aus der Synagoge nach Hause. Finden sie den Tisch gedeckt, die Lichter brennend und Alles wohl bestellt, dann spricht der gute Dämon: Gott gebe, daß es am nächsten Sabbath hier wieder also sei, und der böse Dämon muß wider seinen Willen Amen darauf sagen. Ist es aber anders, so muß der gute Dämon dem bösen auf dessen Wunsch gleichfalls Amen sagen." So lehrt der Thalmud.

Behaglich die Hände reibend wandelte Moses Daniel mit seinen vier Söhnen um den Tisch herum, und sang in lustig weinerlicher Melodie das ebräische Empfangsgebet:

„Willkomm, ihr Geister
Von eurem Meister,
Vom König aller Könige,
Vom großen Gott gesandt."

Der Pole setzte sich auf die hölzerne Bank, welche vor dem heißen Ofen stand, und summte das Gebet leise vor sich hin; hierbei hatte er nun Muße, seine Umgebung genau zu betrachten. Gerade über der Mitte

des Tisches hing eine messingene Lampe, die mit vielen Schnörkeln versehen war, und sieben Lichter brannten an den kreisförmig hervorragenden Schnäbeln derselben. Zum Ueberflusse standen noch zwei silberne Leuchter mit brennenden Wachskerzen auf dem Tisch; blank erglänzten die zinnernen Teller auf den mit rothen Blumen durchwirkten Linnen, und vor jedem Teller stand ein tiefbauchiger silberner Becher. Der Pole bemerkte, daß man von keiner Seite seiner Erwähnung that, noch Anstalt traf einen Platz für ihn zu bereiten. Schon grämte er sich im Stillen über eine Zurücksetzung, die er erfahren sollte, daß er vielleicht an einem andern Tische, oder nach der einreißenden neuen Mode, in der Küche essen müsse. Er wußte nicht, daß es hier im Hause altherkömmliche Sitte war, jeden Sabbath zwei Gedecke für etwa noch eintreffende Freunde oder Arme offen zu halten. Wie freudig war daher sein Erstaunen, als ihm nach dem Händewaschen mit stummen Geberden (denn Niemand durfte von nun an vor dem Segen über Brod und Wein ein profanes Wort sprechen) sein Platz unmittelbar neben dem des Hausherrn angewiesen ward. Jetzt wurden die Becher gefüllt, jeder erfaßte den vor ihm stehenden, setzte ihn in die hohle Hand, die Finger krallenförmig rings um denselben anheftend, um damit ein mystisches Zeichen zu bilden. Alles erhob sich nun feierlich, der Hausherr sprach laut den Einweihungssegen, und alle Anwesenden sprachen denselben leise nach, dann setzte man sich wieder und trank nach abermaligem Segensspruche einige Tropfen aus dem Becher. Hierauf that der

Hausherr die vor ihm liegende Serviette weg, hob die beiden verdeckten länglich geflochtenen und mit Mohnkörnern bestreuten Brode in die Höhe; das schönere wählend, schnitt er ein Stück davon ab, sprach nochmals einen Segen, und brach sich selber und für jeden der Anwesenden einen Bissen. Nun erst durfte man wieder sprechen und sich mit Behaglichkeit niedersetzen. Die am Tisch sitzende Magd stand auf, um die Suppe aus der Ofenröhre zu nehmen, sie auf der hölzernen Bank in eine Schüssel zu gießen und sie dampfend auf den Tisch zu stellen, so daß die Lichter an der Lampe nur schwach durch die aufsteigende Wolke hindurchschimmerten. Auch der Hausherr war aufgestanden, um den schweren dreieckigen Hut abzulegen, und nur noch die weiße Zipfelkappe, die unter demselben halb versteckt gewesen war, auf dem Haupte zu behalten; der langschößige, röthliche Frackrock wurde mit einem weißen Piquetwamms vertauscht, die großen Schnallenschuhe mußten grünen Pantoffeln weichen. Jetzt saß man endlich behaglich bei Tische. Nudelsuppe, saure Fische mit Rosinen und Mandeln, Fleisch, Würste und süß zubereitete Zwiebel wurden unter traulichen Gesprächen verzehrt. Die Sabbathmagd, eine alte runzlige Christenfrau, hatte zusammengekauert hinter dem Ofen gesessen und sich an den ihr zugetragenen Speisen erlabt; nur bisweilen kroch sie hinter dem Ofen hervor und kam an den Tisch, um ungeheißen die Lichter zu putzen. Die verwahrloste, magere Gestalt der alten Crescentia stach seltsam ab gegen das behäbige und freundlich erleuchtete Aussehen der ganzen Umgebung. Die An-

wesenden schienen aber dessen gar nicht zu gedenken, denn nachdem gespeist war, wurde Waschwasser herumgereicht, und die ganze Familie sang mehrere Festlieder nach alten Melodien; der Hausherr sprach das lange Tischgebet mit erhobener Stimme, wobei er den Becher in der hohlen Hand emporhielt, trank abermals von dem Weine, sprach noch leise ein Schlußgebet, und endlich stand man vom Tisch auf.

„Man soll's keinem Nichtjuden verrathen, welche Seligkeit solch eine Freitag-Nacht ist. Wenn der Christ auch Alles hat," sagte der Gastfreund zu dem Polen, „wenn ihm auch gar nichts fehlt, was das Leben diesseits nur angenehm machen kann, Eins fehlt ihm, und da tausch' ich nicht mit ihm um alle seine Vergnügen und das Eine ist: so ein Sabbath und ein Freitag-Abend. Wenn man sich die ganze Woche abgerackert hat, daß man nicht weiß, wo Einem der Kopf steht, da kommt der Freitag-Abend, sind alle Sorgen und Plagen weg, man ist ein ganz frischer Mensch. Und nicht nur mir ist es so, der Arme unter den Armen, der kaum Salz auf ein Ei hat, der die ganze Woch' draußen herum in Wind und Wetter sich fast bucklig schleppt, sich von jedem Bauer muß stoßen und verspotten lassen, damit er nur ein paar Heller verdient; der die ganze Woch' keinen Bissen Warmes hat, nichts als trocken Brod und ein Gläschen Schnaps, im bessern Fall gekochte Kartoffeln, oder wenn's hoch geht, eine Tasse Kaffee — wie könnte der's aushalten ohne Sabbath? Da kömmt der Freitag-Abend und er sitzt daheim in seiner Stub', thut sich gütlich, und erholt sich

wieder bis Sonntag Morgen, dann nimmt er seinen Stecken in die Hand und sein Bündel auf den Rücken, er küßt das heilige Gesetz, das an die Thürpfosten geschrieben ist, die Frau steht unter der Thüre und betet leise das „Gott segne dich, und behüte dich,“ er aber wandert von dannen, zieht sein Gebetbüchlein aus der Tasche, summt die frommen Wanderlieder vor sich hin, und so tritt er seine beschwerliche Exilsreise wiederum an.“

Der Pole berechnete klug: „Wer so mit reflectirendem Selbstbewußtseyn die Nothwendigkeit der Dinge und ihre Verhältnisse überschaut, der muß einen Standpunkt außerhalb und über denselben kennen, oder vielleicht selber inne haben, ihm muß schon ein Blick in's erweiterte Leben eröffnet worden sein.“ Mit behutsamen ebräischen Wendungen entgegnete er, wie es stets eine erfreuliche Erfahrung sei, daß der einzelne Mensch und ganze Klassen in die gegebenen Verhältnisse hinein wachsen; Anfangs drücke oft der Schuh, dann aber legen sich die Zehen krumm und verkrüppeln, und nach und nach lerne man auch auf diese Weise gut laufen und sogar tanzen.

Der schlaue Rabbi hatte doch falsch gerechnet, denn Moses Daniel schüttelte mißmuthig den Kopf; ob er die Worte nicht verstanden oder sie mißbillige, war ungewiß.

„Eine zweite Seele zieht am Sabbath in den Körper ein, das ist ein treffender Kernspruch unserer Weisen (Kirchenväter),“ begann der Gastfreund wieder.

Der Pole fiel mit feierlichem Pathos bejahend ein,

und eingedenk seiner herkömmlichen Pflicht, als gelehrter Gast zum Segen des Hauses von Gottes Wort zu reden, führte er schnell die verschiedensten Belegstellen des Thalmuds nach ihrer Seitenzahl an, besonders aber jenen merkwürdigen Spruch aus dem Thalmud, Tractat Sabbath Fol. 73: „Wenn Israel nur Einen Sabbath mit allen seinen Observanzen heiligte, müßte der Messias kommen." Er deutete dies dahin, daß wenn die Menschen sich dazu brächten, auch nur auf einen Tag alle Lebensnoth und alle Verwirrung des Herzens von sich abzuthun, Eines Sinnes zu sein und sich rein in Gott zu fühlen, der Messias gekommen sei und auch äußerlich kommen müsse. — Es war indeß wieder unverkennbar, daß die vielgepriesene geistreiche thalmudische Auslegungskunst hier nicht verfing; er setzte nur noch hinzu, wie nach Auslegung der Weisen der Sabbath sowohl Abbild als auch Vorbereitung für die ewige Ruhe im Reiche der Seligkeit sei, und begann hierauf einige wunderbare Beispiele von der unergründlichen Zaubermacht des Sabbaths zu erzählen:

In Spanien hatten die Mönche vor Zeiten ein Gericht, das man die Inquisition nannte; alle Juden wurden entweder von demselben zur Taufe gezwungen, oder sie mußten Jahre lang in Kerkern schmachten, und wurden dann verbrannt. Einst wurde ein frommer Rabbi in ein unterirdisches Loch eingekerkert; kein Lichtstrahl drang zu ihm, er wußte nicht, wann es Tag und wann es Nacht war. Nichts betrübte ihn so sehr, als der Gedanke, daß er nun verhindert wäre, den Sabbath durch Gesang und Gebet zu feiern, wie er von Jugend auf

gewohnt war; neben diesem machte ihm die fast unbezwingbare Sehnsucht nach seinen Cigarretten gar viel Herzeleid. Rauch ein- und auszuathmen war ihm fast so nothwendig wie anderen Menschen die Luft; er quälte und schalt sich, daß er diese Lust nicht besiegen könne, da auf einmal merkte er, daß sie plötzlich verschwand; eine innere Stimme sagte ihm: jetzt ist Freitag-Abend! wie sonst immer ist mit dieser Stunde dein Verlangen nach dem jetzt Unerlaubten verschwunden. Freudig erhob er sich und mit lauter Stimme dankte er Gott und segnete den Sabbath. So kam es von Woche zu Woche, immer quälte ihn das Verlangen nach dem Tabakrauchen und mit dem Eintritt des Sabbaths verschwand es. — In unseren Tagen geschehen aber nicht minder Wunder: ich selber habe in Krakau einen Geizhals gekannt, er ist jetzt todt, die ganze Woche über hat er ein Herz gehabt wie Amalek, und am Sabbath war er die Freigebigkeit und Mildthätigkeit selber."

„Bedank' mich schön," rief hier der aufmerksam zuhörende Knabe, Ephraim genannt, „so kann Jeder sein, denn am Sabbath darf man ja Niemand etwas schenken, oder sich durch ein derartiges Versprechen binden." —

Der Vater verwies dem muthwilligen Knaben seine Vorlautigkeit, der Pole aber kniff demselben nach Art der Rabbinen wohlwollend die Wange, und fuhr nach kurzer Pause fort: „In Posen, hab' ich mir erzählen lassen, lebt noch eine alte Frau, die vom Beginne des Sabbaths an jedesmal über die geheimsten Lehren des Thalmuds und der Kabbalah mit den Rabbinern

disputiren kann, mit dem Austritte des Sabbaths aber ist sie wieder die schlichte unwissende Frau von gestern. Bekannt ist, daß der Fluß Sambatjon, der die ganze Woche feurige Steine auswirft, am Sabbath ruht. Weil ich gerade von Posen gesprochen habe, wißt ihr auch schon von der dortigen Auferstehungsgeschichte am letzten Versöhnungstag?"

„Nein, erzählt."

„Ihr wißt, daß wenn man die Todten in's Grab legt, man sie mit dem weißlinnenen Sterbetalare bekleidet und ihnen das Tallis [1] über den Kopf ausbreitet, denn so müssen sie vor dem Richterstuhl Gottes erscheinen; am Versöhnungstag betrachten wir uns alle als Gestorbene oder Sterbende und mit denselben Gewändern bekleidet wie die Todten, erscheinen wir vor dem Angesichte des Herrn in der Synagoge. So wird es in allen Landen gehalten.

Es war am Versöhnungsabend, die ganze Gemeinde von Posen stand in ihren Sterbegewändern, das Haupt mit dem Tallis verhüllt, in der Synagoge zu Gebet und Kasteiung bereit. Da empfanden Alle ein namenloses Drücken und Drängen, sie fühlten sich wie von Dämonen bedrückt; der Schweiß rann stromweise von ihnen herab, und alle Glieder waren wie gelähmt; so gedrängt dicht voll stand die ganze Synagoge, daß keine Nadel auf die Erde hätte fallen können. Mehr als die dreifache Zahl der Einwohner von Posen konnte die Synagoge fassen; dieses Gedränge war unerklärlich.

[1] Ein weißer wollener Betmantel mit blauen Endstreifen.

Viele äußerten ihre Verwunderung darüber gegen ihre Nachbarn, aber diese standen verhüllt, bewegungslos, lautlos. Der Rabbi sprach das erste Gebet, ein Amen wie von Millionen Stimmen gesprochen, erschallte durch das Gebäude, die Mauern begannen zu zittern. Drauf ward es stille, allen Anwesenden war die Kehle wie zugeschnürt. Da ertönte eine Stimme vom Himmel: die Todten sind auferstanden, sie stehen mitten unter euch, um mit euch zu beten! — Wie vom Blitz getroffen, meinte jeder, er müßte zur Erde sinken, aber es war, als ob unsichtbare Hände sie bei den Haaren emporhielten und ihnen den Angstschweiß auspreßten. Niemand wagte es, den Blick zu erheben oder den Mund zu öffnen, denn Jeder fürchtete das verhüllte Todtengerippe, das neben ihm stand. Grabesstille herrschte ringsum. Da erhob sich endlich der Rabbi, mit dem unaussprechlichen Namen des Allbarmherzigen beschwor er die Todten von dannen zu weichen; ein fernes Hallelujah ward vernommen, und die Gemeinde stand wieder ruhig und ungestört da."

„Vater, sieh', da gehen drei Lichter an der Lampe auf einmal aus," rief Ephraim. Moses Daniel schrack heftig zusammen, faßte sich aber schnell und gab dem Knaben eine Ohrfeige, weil es lebensgefährlich ist, dem Erlöschen eines Lichtes zuzusehen, denn dieses gleicht dem Verscheiden eines Menschen, und kann durch Anschauen und „Berufen" vorbedeutend werden. In der That war aber Moses Daniel, von der Erzählung des Polen ohnedies erschüttert, durch das bedeutungsvolle plötzliche Erlöschen dreier Lichter schauerlich ergriffen

worden. Er hörte die weitere Erörterung des Polen, daß man von jenem Ereignisse an in der Synagoge zu Posen keine Sterbegewänder mehr tragen dürfe, nur mit getheilter Aufmerksamkeit; solches däuchte ihm aber eine Sünde, und er besann sich noch zu rechter Zeit, daß er diese Perle von einem Gelehrten auch dem Rabbinen, der nahe bei seinem Hause wohnte, zeigen müsse.

„Wir gehen noch hinüber zum Rabbinen," sagte er, indem er den Hut aufsetzte und den Rock anzog, aber sein Blick schweifte hierbei so umher, daß es schien, als ob er noch Anderes damit andeuten wolle. Die alte Crescentia hinter dem Ofen verstand; schnell zündete sie ihr Licht an, stellte es in die Laterne und leuchtete den beiden Männern voran. Der Knabe Ephraim saß indeß still zu Hause und sann und träumte viel über die Wundermähren, die er gehört. Draußen in der weiten Welt leben noch Wunder. Wenn jetzt eines daherkäme? . . . Er schauerte. Unterdeß gingen die beiden Männer ihres Weges. Man genoß einen herrlichen Anblick, als man aus dem Hause trat: von dem untersten Stockwerke der Fechtschule bis hinauf zum Giebel blinkte Licht aus allen Fenstern, und hinter diesen Fenstern saßen vergnüglich Hunderte von Menschen, freuten sich in ihrem Gotte und sangen ihm Loblieder. Der Pole seufzte tief, lautlos ging er neben seinem Gastfreund über den sogenannten Judenplatz. Das Rufen, Schreien, Quicken und Durcheinanderrennen leichtzüngiger und allzeit rühriger Trödler, das sonst hier herrschte, war verschwunden; gleich einer Feenbraut hatte der Sabbath plötzlich all den bunten Plunder

weggezaubert, mit dem man sich die Woche über schleppte, kein Laut wurde vernommen, nur der Schnee knarrte unter den Tritten der späten Besucher, welche in die Antonien-Straße einbogen und vor dem Hause des Rabbinen still standen. Die alte Crescentia läutete an, nicht aus Vorwitz oder Zuvorkommenheit, nein, sie wußte wohl, daß Herr Moses Daniel nach der Vorschrift seiner Religion am Sabbath keinen Glockenzug berühre.

Auch für den vielgeplagten Rabbi ist der Sabbath ein Tag der Ruhe, denn das Gesetz befiehlt namentlich, daß man am Freitag Abend kein einsames Studium vornehmen dürfe, weil man in Eifer und Zerstreuung leicht die Sünde des Lichtputzens begehen könne. Der alte Rabbi, der sich so eben von seiner Frau die geheimen Angelegenheiten der Gemeinde hatte berichten lassen, empfing die beiden Ankömmlinge freundlich, jedoch mit einem gewissen stolzen Selbstgefühl. Bald nach der ersten Begrüßung entspann sich zwischen den beiden Schriftgelehrten ein Streit über eine auf den morgigen Wochenabschnitt bezügliche Thalmudstelle. Beide ereiferten sich sehr, und es schien oft, als ob ihre lebhaften Bewegungen einen thätlichen Angriff zur Folge haben müßten. Moses Daniel saß in einem großen Lehnsessel in einiger Entfernung. Mit lebhaften Mienen folgte er den gegenseitigen Einwürfen; beruhten sie auch auf Beweisen, die seine Urtheilskraft oder sein Wissen überstiegen, so erinnerte er sich wohl, daß es ein heiliges verdienstliches Werk sei, auch einer nichtbegriffenen gelehrten Besprechung anzuwohnen, wenn

man nur seinen Willen dabei heilige. Hier kam aber noch der besondere Grund hinzu, daß er sich im Stillen ergötzte, einen solchen Ausbund von Gelehrsamkeit an seinem Tische bewirthen zu dürfen. Erst spät, als ein Licht nach dem andern an der Lampe verlöschte, schied man freundschaftlich, denn der Streit beruhte nicht auf Verschiedenheit von Grundsätzen und Bestrebungen, er war nur eine gottgefällige Fechtübung; um so bereitwilliger konnte der Rabbi der Bitte des Polen entsprechen, und ihn morgen beim Frühgottesdienste eine Wanderpredigt in der Lissaer-Synagoge (es gab deren damals schon mehrere in Breslau) halten lassen.

Nur Eine Stimme herrschte des andern Morgens unter denen, die jetzt die Synagoge verließen, über die ausgezeichnete Gelehrsamkeit und den glänzenden Witz des fremden Polen. Er hatte seinen Vortrag mit allerlei Parabeln ausgeschmückt, die von der größeren Masse leicht in die Tasche gesteckt werden können. — Moses Daniel war nicht wenig stolz darauf, durch die demüthig grüßenden Gruppen den Polen mit zum Frühstück nach Hause zu nehmen (denn vor dem Frühgottesdienste durfte Niemand irgend eine Speise über seine Lippen bringen). Kaum eine Stunde darauf setzte man sich zum Mittagessen, wo sich die Gebräuche von gestern Abend mit geringen Abänderungen wiederholten. Das Auszeichnende bei diesem Mahle war indeß eine religiöse Speise besonderer Art, es war ein fetter Pudding, der, wie der polnische Rabbi erklärte, zum Andenken an das Himmelsmanna genossen wurde, mit dem Gott die Kinder Israels in der Wüste gespeist

hatte. Das schmeckte wie Koriander in Honigseim, wie geschrieben steht in der heiligen Schrift, und die rabbinischen Schriften setzen noch vieldeutig hinzu, daß das Himmelsmanna einem Jeden als diejenige Speise schmeckte, die er sich beliebig in seiner Vorstellung denken und wünschen mochte. Der Rabbi verstand indeß diese Deutung so auszumalen, daß für den aufmerksam zuhörenden Knaben ein Mährlein „Tischlein deck dich" daraus wurde.

Nach dem Mittagsmahl wurde zur besseren Verdauung des Himmelsmannas abendländisches Haderwasser getrunken. Der Pole leerte auf einen Zug den Kelch Schnaps, den man ihm vorgesetzt hatte. Moses Daniel machte dabei eine saure Miene, schenkte aber doch wieder ein und befahl hierauf seinen Söhnen, die sich vorher durch Handauflegen von dem Polen hatten segnen lassen müssen, sich nun auch von demselben „verhören" zu lassen. Mit besonderem Wohlgefallen hörte der Vater dem Vortrage seines Sohnes Ephraim zu; und als sich der Knabe entfernt hatte, sagte er zu dem Polen:

„Was durch die dürftige Lage meiner Eltern an mir versäumt wurde, das will ich, da Gott mir die Mittel dazu geschenkt hat, an meinem Sohn Ephraim einbringen; meine anderen Söhne brauche ich für das Geschäft, aber der Ephraim soll mir, will's Gott, Rabbiner werden; ich kann mit der heiligen Schrift sagen: Ephraim ist mein lieber Sohn (Jeremias 21, 9), meine Seele ist an die seine geknüpft (1 B. M. 44, 30). Ich will gern meine Augen schließen, wenn ich nur ihn

geehrt und hochgestellt unter unsern Glaubensgenossen gesehen habe. Seht, hier auf dem ersten Blatt meines Chumesch (Pentateuch) steht's, er ist jetzt gerade zwölf Jahre alt, denn er ist 5491 seit Erschaffung der Welt geboren; nicht wahr, es ist noch nichts an ihm versäumt, er kann noch ein tüchtiger Rabbi werden?" schloß der Vater, einer bejahenden Antwort verläßig.

Der Pole ergoß sich mit großem Wortreichthum über die schönen Erwartungen, zu denen die scharfsinnigen Bemerkungen, der lebhafte Geist und die staunenswerthen Kenntnisse des Knaben berechtigten.

„Alles, was er weiß," sagte Moses, „hat er von dem alten kürzlich verstorbenen Lehrer; der jetzige ist zu gemächlich und zu eingebildet. Doch — ich habe mit Euch etwas zu sprechen. Heute Abend nach Hafdalah (nach der ceremoniösen Scheidung des heiligen Sabbaths von den profanen Werktagen) wollen wir das abschließen."

Moses Daniel wußte nicht, wie die Thalmudisten ausdrücklich die Ausnahme gestatten, daß von allen Kauf- und Handelssachen einzig und allein ein Vertrag mit dem Lehrer des Sohnes am Sabbath abgeschlossen werden dürfe. Der Pole, obgleich er das Vorhaben Moses Daniels merkte, war dennoch schlau genug, ihn nicht auf seine Unwissenheit aufmerksam zu machen, vielmehr die Eröffnung eines so sehr erwünschten Antrages bis zum Abend abzuwarten; er entfernte sich daher bald, da er bemerkte, daß Moses Daniel jetzt seine Sabbaths-Siesta genießen wolle. Unter der Thüre begegnete ihm Mendel Felluhzer, der zu Moses Daniel

eintrat. Nach kurzem Vorspiel sagte Mendel, indem er sich am linken Arm kratzte: „Ich bekomme bei Euch noch einen dicken Fuß,[1] ich hab' eine prächtige Partie für Eure Tochter, das Veilchen; der Mann hat Geld und Gut und ein eingerichtetes Haus wie ein Wittwer."

„Das ist zu spät," erwiderte Moses, „meine Tochter ist Braut nach Dresden mit einem Enkel des großen Rabbi Moses Isserlein."

„Thut mir leid, gratulir' wollt' ich sagen," entgegnete Mendel Felluhzer, „aber ich muß doch einen Kuppelpelz bei Euch verdienen, mein Sack ist noch nicht leer. Euer ältester Sohn, der Chajem ist ein braver Handelsmann, für den hätt' ich was ganz Apartes, ein Mädchen mit fünftausend Thalern und noch dreihundert Loth Silber, und einer Aussteuer, die unter Brüdern ihre tausend Thaler werth ist."

„Das läßt sich hören, woher ist sie denn?"

„Woher sie ist? von der ersten Familie landein und landaus, sie ist die Tochter von dem verstorbenen Moses Löbell aus Trier, das einzige Kind, und was ihre Mutter hat, bekommt sie auch über hundert Jahren, wie man sagt, aber es dauert keine hundert Jahre mehr; und eine Person ist es, eine Person sag' ich, wie eine Fürstin! Eure Tochter Veilchen, ihre Feinde können's nicht anders sagen, es ist ein schönes Mädchen, aber nehmt mir's nicht übel, vor dieser darf sie sich nicht sehen lassen, die hat einen Gang an sich, wie wenn sie ihr Lebtag unter lauter Fürsten und

[1] Ein bei den Juden sprüchwörtliches Uebel, das den Kupplern widerfahren soll.

Grafen gelebt hätt', sie kann lateinisch, französisch, kochen und — kurzum da fehlt gar nichts, da ist Alles beieinander, und die Hauptsach: fünftausend Thaler verzehntetes Geld! Und die Familie!! lauter Leut', immer einer reicher als der andere, nicht ein Armer auf das hundertste Glied hinaus."

Bemerkenswerth waren die Bewegungen Moses Daniels während dieser überschwänglichen Schilderung; bei jeder belobten Tugend, als da sind: Mitgift, Familie, Erbschaft, kniff er mit bejahenden und freundlich lächelnden Mienen einen Finger an der linken Hand ein; bei der Schilderung der Persönlichkeit war er lange schwankend, endlich wurde abermals ein Finger zugeklappt; bei Erwähnung der Kenntnisse verzog er die Mienen, endlich schüttelte er den Kopf verneinend; diese Zuthat war ihm entschieden gleichgültig, wenn nicht gar vom Uebel; er sprach noch lange mit Mendel, bis sich dieser entfernte und er sein Mittagschläfchen halten konnte. Es war erquickend, denn im Traume sah er seinen Sohn Ephraim, der als Rabbi predigte, als der Chajem sich mit einer Kaiserin vermählte, die aus lauter Gold war; zwar störten ihn an seiner Schwiegertochter die vielen goldenen Kreuze, die an ihr hingen, aber: kein Traum ohne Narrethei, heißt es im Thalmud, sagte er zu sich als er erwachte, und er war heiter und froh.

Während des ganzen Sabbaths mußten stets weiße Linnen auf dem Tische ausgebreitet sein. Der Familientisch war am Sabbath besonders der Altar des jüdischen Hausstandes, der allzeit geschmückt war, und

eine tempelhafte Stimmung, verbunden mit einem gesättigten Ruhegefühl, waltete beständig in dem Hause und seinen Angehörigen.

Erst als die Nacht hereingebrochen war, sprach man den Segen über Wein und Licht, verlöschte dieses im Weine, den man auf die Tischplatte ausschüttete, und roch an eigens zu diesem Zwecke bereit gehaltenen dürren Myrthen, zum Andenken an die Wohlgerüche Edens und die verlorenen Paradiesesseligkeiten, von welchen der Sabbath Nachgeschmack und Vorschmack ist.

Erst jetzt war die Werkeltag-Arbeit wiederum gestattet, aber ein frommer Brauch befiehlt und verspricht Segen allem Thun, auch jetzt noch mit einem frommen Werke zu beginnen.

Moses Daniel war mit dem Polen dahin übereingekommen, daß dieser nun bei ihm bleiben, und außer guter Kost, Kleider u. s. w. auch noch eines mäßigen Gehalts und reichlicher Geschenke gewiß sein dürfe. Dafür solle er die jungen Leute, vornehmlich aber den kleinen Ephraim, sorgfältig unterrichten, und zum Segen und Gedeihen des Hauses selbst fleißig in den heiligen Büchern studiren.

Der Staat, der sich um das bürgerliche Wohl seiner jüdischen Angehörigen nur in denjenigen Angelegenheiten bekümmerte, wo es Aufrechthaltung der Beschränkungen galt, kannte noch weit weniger irgend eine Fürsorge für den Jugendunterricht. So kam es, daß dem Vater die volle Freiheit und Selbstverantwortlichkeit anheimgegeben war. Eine Mannigfaltigkeit und Eigenthümlichkeit der Persönlichkeiten bildete sich hier-

durch aus, die in ihren Mängeln als Disciplinlosigkeit sich kundgab, in den Vorzügen der ausgeprägten Selbständigkeit und Unabhängigkeit aber jene weit überragte.

In das feste, in angesessener Ordnung sich haltende Haus hatte der Vater einen Landfahrer als Lehrer aufgenommen und bald zeigte sich, daß durch diesen etwas von der Unruhe und Unstetigkeit eines fremden und unbekannten Lebens in das Haus zu kommen schien.

3. Rabbi Chananel.

Von früh Morgens an saß Ephraim bei dem Polen, Rabbi Chananel genannt, der mit seinem Schüler einen ungewohnten Lehrgang einschlug. Wie man allgemein den natürlichen Inhalt der Bibel meist mit den wunderlichen Anlagerungen der Commentatoren zugleich, oder mit dem Thalmud beginnend, erst aus diesem heraus kennen lernte, so befolgte der Pole ebenfalls eine in jüdischen Schulen seit Jahrhunderten überkommene Methode, welche in unseren Tagen unter dem Namen der Hamilton'schen neu bekannt wurde. Dabei versäumte er aber auch nicht, nach dem Vorgange der spanischen und italienischen Juden, die Grundregeln der Grammatik hieran darzulegen. Dieses Studium war bei den polnisch-deutschen Juden fast allgemein übel berufen, denn die Wächter der Strenggläubigkeit hatte ein feiner Tact oft unbewußt das Richtige treffen lassen: sobald man die Worte und Sätze der heiligen

Schrift nach den Regeln der Grammatik zerlegen und wiederum zusammensetzen lernte, zerfloß allmälig die Himmelsglorie, die über Alles ausgebreitet war; denn jedes Wort schloß dadurch nicht mehr hundertfältige geheime Deutungen in sich, der einfach natürliche Sinn mit seinen örtlichen und zeitlichen Beziehungen sprang in die Augen.

Rabbi Chananel schrieb auch ein elegantes Ebräisch; er hatte nach der Weise der damaligen Aufgeklärten mannigfache poetische Versuche darin gewagt, und Metrum und Reim der classischen Formen der orientalischen Sprache angepaßt; auch Ephraim gelang es bald, ein ebräisches Gedichtchen zu machen: diese Kunstpoesie konnte aber, wie die gleichzeitig auf christlich-deutschem Boden entstandene, keine frischen Blüthen aus den Tiefen der Seele emporschießen lassen, man fabricirte nur Kunstblumen, auf denen kein Schmelz des bewegten Lebens ruhte. Ohne wahre Gemüths- und Geistesbewegung hatte Ephraim diese Gedichtchen gemacht. Es kam nur darauf an, wenn man so sagen kann, ein klassisches Ebräisch zusammen zu schweißen. Alles das wußte zwar Moses Daniel nicht, aber das neue Grammatikstudium, weil es ein neues war, behagte ihm nicht, und nach seiner gewohnten praktischen Weise fragte er den Polen: „Wozu nützt das?“

Rabbi Chananel, der seinen reichen Vorrath an Anekdoten und Parabeln schon oft dazu angewendet hatte, um herbe Wahrheiten auf die angenehmste und eindringlichste Weise an den Mann zu bringen, erwiderte ganz ruhig:

„Es war einmal ein Mann, der hatte eine Ziege, die er gerne mästen wollte, um sie entweder besser zu verkaufen oder für sich selber zu schlachten. Er geht nun auf den Markt und kauft sich für einige Pfennige einen großen Krautkopf, damit eilt er in den Stall und schneidet ihn der Ziege vor; mit Vergnügen sieht er zu, wie sie die fetten Blätter nach einander auffrißt. Kaum hat sie den letzten Bissen hinunter, greift er schnell nach ihr, und will sehen, ob sie jetzt auch fetter ist.“ —

Der Pole schwieg, und ließ seinen Zuhörer Schluß und Anwendung selber ergänzen; Moses Daniel verstand und ließ fortan den klugen Mann ungestört gewähren.

Rabbi Chananel war in der That ein merkwürdiger Mann. Von seinem Aufenthalt in Berlin her war er Mitglied eines geheimen Tabaksklubs; es war dies kein Ableger jenes berühmten Potsdamer Tabakscollegiums Friedrich Wilhelms I., sondern eine Innung mit selbständigen Vereinssatzungen und Zwecken. Jeden Sabbathmorgen nach dem Frühgottesdienste versammelten sich zehn bis zwölf fromme Männer in dem abgelegensten Zimmer einer von der Synagoge entfernten Straße; Gebetbücher und Gebetmäntel, die sie mit sich brachten, wurden abgelegt und ein jeder nahm eine Pfeife zur Hand, worauf die ebräischen Worte geschrieben standen: Ihr sollt kein Feuer anzünden in allen euren Wohnungen am Sabbathtage (2 B. M. 35, 3.), und dann schmauchten sie behaglich. Das geschah aus Widersetzlichkeit gegen das Verbot. Triftige Proben seines

freidenkerischen Muthes mußte man abgelegt haben, ehe man in diesen Klub aufgenommen wurde; man mußte zum mindesten am Sabbath einige Buchstaben geschrieben oder an Ostern gesäuertes Brod mit Schweinefleisch genossen haben. Frivole, witzige Auslegungen der heiligen Schrift, oder das Vorlesen der Schriften Voltaire's u. A. (wenn Einer zugegen war, der deutsch lesen, oder französisch übersetzen konnte), gehörte zur Unterhaltung bei diesen Zusammenkünften. Während die Anderen sich gegenseitig in Witzworten überboten, war Rabbi Chananel fast der einzige, der eine ernste, ja eine schmerzliche Fassung des Verhältnisses nicht los werden konnte. Mit erbittertem Eifer sprach er sich oft darüber aus, wie die Alles beengende Religionswacht die Männer wieder zu Schulknaben verwandle, die sich was darauf zu Gute thun, im Geheimen Zwang und Zucht übertreten zu können.

Einen durch spottsüchtige Fassung zum Lachen reizenden und doch wieder beklemmenden Eindruck machte es, als Rabbi Chananel einst eine im Geiste Voltaire's gehaltene satyrische Schilderung mittheilte, worin er mit wahrhaft dämonischer Ironie einen frommen Juden schilderte, der des Hungertodes stirbt, weil sich ihm Consequenzen ergeben, daß es nach thalmudischen Gesetzen verboten sei, Brod zu essen, und allerlei scharfsinnige Gründe wurden dafür aufgeboten; die Kartoffel mußte in Bann gethan und von der Erde vertilgt werden, denn die Bibel, die doch Alles wußte und bestimmte, hatte sie nicht gekannt. Mit verzehrender Kühnheit versenkte sich Rabbi Chananel in die Phantasie

von den letzten Stunden eines Mannes, der lechzend an der Tafel des Lebens verschmachtet, bis er selber zur Speise der Würmer wird.

Die Genossen hatten Rabbi Chananel ermahnt, seinen Plan auszuführen und diese Darlegung in rabbinischer Sprache unter die Glaubensgenossen zu bringen, aber Rabbi Chananel war „unstet und flüchtig“ in seinen Planen und noch mehr in seinem Leben.

Jetzt hatte er wieder eine Ruhestätte gefunden und er wollte sich ihre Erquickung nicht entgehen lassen.

Auch im Hause Moses Daniels pflegte der Rabbi, nicht ohne viele Gefahr, seiner früheren Ordensregel getreu zu leben. Wenn sich Moses Daniel am Sabbath Mittag zur Siesta niederlegte, ging der Pole unter gleichem Vorwand auf sein Zimmer, verschloß sorgfältig, entkleidete sich und schmauchte sodann sein Pfeifchen. Aengstlicher pocht nicht das Herz des Liebenden, wenn er in verschwiegener Laube an den Lippen seines Mädchens hängt und verrätherische Schritte nahen hört, als Rabbi Chananel zusammenschrack, wenn er während seines sündhaften Thuns nur die leiseste Bewegung in der Nähe seines Zimmers vernahm; sorglicher, behutsamer vertilgt der Mörder nicht die Spuren seiner That um ihn und an ihm, als der Pole den infernalischen Geruch aus seinen Kleidern trieb, und nicht umsonst bot er dann jedem, der ihm auf dem Wege zur Synagoge begegnete, eine Prise an.

Eines Sabbath Nachmittags, nachdem Ephraim den Wochenabschnitt aus der Bibel sammt den Commentatoren im Beisein seines Vaters und Lehrers vorgetragen,

ward er von dem Vater auf die Gasse geschickt, um dort zu spielen.

„Ich bin sehr zufrieden mit Euch,“ redete dann Moses mit düstern Mienen den Rabbi Chananel an, „aber, aber, schon Viele wurden getäuscht; die festesten Stützen der Synagoge, die polnischen Rabbinen selber hat man schon wanken gesehen. Die Aufgeklärten — ihr Name werde vertilgt von der Erde — nehmen stets mehr überhand, und befördern den Untergang unserer Religion. Solche Zeiten sind noch nie gewesen, so lange die Welt steht; wenn's so fortgeht, kommt's bis in hundert Jahren so weit, daß man einen Jud im Guckkasten für einen Meerwunder sehen läßt.“ — Ein bitteres Lächeln zog sich um den Mund Moses, als er so sprach.

„Wenn mich nur Gott, gelobt sei sein heiliger Name,“ fuhr er fort, „wenn er mich nur vorher zu sich ruft, ehe ich den Abfall meiner Kinder erleben sollte.“

Der Pole benützte eine Pause. „Ich sehe,“ sagte er, „man hat mich verleumdet, und Euch mein Lebensschicksal halb oder falsch erzählt; ich will offen und unumwunden zu Euch reden, und Ihr mögt dann urtheilen, ob Ihr meinetwegen solchen Befürchtungen Euch hingeben dürft.“ Er erhob seinen Blick, den er bisher demüthig auf die vor ihm liegende Bibel eingegraben hatte, stolz und frei, indem er fortfuhr: „Mein Vater war einer der vermögendsten und angesehensten Juden in Warschau. Alles wurde aufgeboten, um mich von früher Jugend an zum gelehrten Thalmudisten zu bilden; ich durfte mich nicht des geringsten Geschäftes im

Hause oder in der Familie annehmen, sondern nur wechselweise bei dem Rabbinen oder auf meinem Zimmer in den heiligen Büchern lesen. In meinem vierzehnten Jahre wurde ich zum Erstenmal verheirathet, meine Frau starb nach einer vierjährigen kinderlosen Ehe; ich heirathete zum Zweitenmale, und hatte das Glück zwei liebliche Knaben zu besitzen. Nicht lange nach der Geburt meines Hillel traf ich eines Mittags einen jungen Christen auf der Thürschwelle meines Zimmers eingeschlummert; als ich ihn weckte, warf er sich vor mir auf das Angesicht und küßte meine Füße, als die eines Engels oder eines Propheten. Es sei ihm jetzt klar, erzählte er, als ich ihn endlich zur Besinnung brachte, nun wisse er, warum er seinen Oheim so dringend gebeten habe, für ihn das Faustpfand bei meiner Frau auslösen zu dürfen; er habe aber das Geld noch bei sich, denn die wonnigtraurige Melodie meines Vortrags habe ihn gleich beim Eintritt in's Haus mit magischem Zauber ergriffen. Das sei himmlische Macht. In seinem Schlafe habe ihm geträumt, er sei Jude geworden, habe auch in den heiligen Büchern gelesen, und die Engel des Himmels seien zu ihm herabgekommen, und hätten ihm die verborgensten Geheimnisse der Welt eben offenbaren wollen, als er erweckt worden. — Ich will Euch mit all den Hin- und Widerreden nicht belästigen, es half nichts. Chulicki, so hieß der junge Anhänger der unterdrückten Dissidenten, kam von nun an täglich zu mir, setzte sich in den für meinen Vater bereit stehenden Lehnsessel, schloß die Augen, und dann mußte ich ihm ein Stück aus

dem Thalmud vorsagen; er verstand nichts davon, aber der wunderbare Klang der Worte sagte er, berühre ihn wie Himmelsmusik. Wenn ich aufhören wollte oder mußte, fuhr er oft hastig strampfend und taumelnd wie aus einem Traum auf. Dreimal täglich zur Zeit des Gebetes besuchte er die Synagoge, und setzte sich wie ein Büßender auf die Schwelle; an jedem jüdischen Fasttage streute er Asche auf sein Haupt und kasteite sich; seine sonstige Speise bestand in Pflanzen und Früchten, nichts was von einem Lebenden kam, berührte seine Zunge. An mich aber war er gefesselt wie mein eigener Schatten.

Lange war ich über dieses Ereigniß unklar, dennoch widerstand ich kräftig den Bitten Chulicki's, ihn in unsere Religion aufzunehmen, oder ihn wenigstens die heiligen Gebräuche zu lehren, damit er sie einstweilen beobachten könnte; er wollte sich allen Prüfungen unterziehen, ich aber widerstand, obgleich ich, wie ich gestehen muß, manche heimliche Freude an seinem Widerstreben gegen seine Religion hatte. Da fiel es mir eines Tages nach seinem wiederholten stürmischen Verlangen wie Schuppen von den Augen, es war mir unzweifelhaft: die Seele eines wahrhaft frommen Juden ist einer schweren Sünde halber in diesen Christenleib gefahren, und harret nun der Erlösung durch mich. Ich besprach Alles mit unserem vielerfahrenen ältesten Rabbi und dieser beschwor mich, doch ja nicht zu zögern, die schon neunzehn Jahre gequälte Seele, die vor der Rückkehr in unsere heilige Religion keine Ruhe finden könne, baldigst zu erlösen.

Ich will es kurz machen. Nach einigen Monaten wurde Chulicki von einem Rabbinensenate, worin der alte Rabbi und ich, nächtlicher Weise nach einem neunmaligen Untertauchen in frischem Quellwasser, in unsere Religion aufgenommen. Bald aber wurde durch die Fahrlässigkeit Chulicki's, der zu entfliehen zögerte, die Sache entdeckt; Chulicki wurde verhaftet, ich wurde für vogelfrei erklärt und mußte Vater und Mutter, Weib und Kind verlassen, um mein armseliges Leben zu retten. Glücklich war ich über die Grenze gekommen, dafür wurde nun mein unschuldiger Vater und der alte Rabbi in's Gefängniß geworfen; man forderte ein selbst der ganzen Gemeinde unerschwingliches Lösegeld für ihre Befreiung, aber der Herr erlöste sie; sie starben bald, und mein ganzes väterliches Vermögen wurde confiscirt. Von Chulicki hat man nie mehr etwas gehört; die Sage ging, er sei dem Kerker entkommen und nach Jerusalem gewandert. Am unglücklichsten war aber ich, der ich nun draußen stand in der Welt, wie vom Himmel gefallen. Ich hatte in meinem Leben die Judengasse nicht verlassen, ich kannte weder das Geld, noch was sonst zu dem Leben gehört; ein betrügerischer Landsmann, der sich mir anschloß, raubte mir in der Herberge meine Kutka, in welche dreihundert Dukaten genäht waren, nebst Allem was ich sonst an Geldswerth hatte. Halb nackt, von Hunger und Frost geplagt, zog ich weiter. O! man könnte ein Buch darüber schreiben, so viel hab' ich erduldet, bis ich endlich nach Berlin kam, wo mich Rabbi Alexander Sußmann in sein Haus aufnahm."

„Da erzählte man mir," fiel der bisher still aufmerksame Moses Daniel ein, „daß Ihr öffentlich leichtfertige Aeußerungen über unsere heilige Religion gethan, und daß Ihr nur durch die Entfernung von Berlin dem Cherem (Kirchenbann) entgangen seid."

Die vollen Brauen des Polen zogen sich wie finstere Wolken zusammen, unter welchen seine Augen feurige Blitze hervorschossen, doch schnell faßte er sich wieder.

„Ich gewann in Berlin allerdings andere Ansichten über unsere heilige Religion," sagte er, sich mit beiden Händen stolz den Bart zurechtlegend, „ich hätte meinen jungen Dissidenten jetzt allerdings anders bekehrt, aber meine Grundsätze sind gewiß nicht minder religiös und auf die heilige Schrift gegründet. Bei einer öffentlichen Disputation suchte ich die Unwissenheit eines herumziehenden Rabbinen, die er durch Verdammungseifer zu verdecken suchte, klar darzustellen; ich siegte, und nun war ich ein Ketzer. Es ist wahr, ich hätte mit weniger Hitze dabei zu Werke gehen sollen, aber warum sollte ich ahnen, daß man mich der Irreligiosität zeihe? Ich war fremd und verlassen, mußte den Wanderstab ergreifen, und gelangte in Euer gastliches Haus. Mein Blut ist seitdem kälter geworden, ich lasse die Mächtigen schalten; Gott der Herr, gelobt sei sein Name, wird's lenken nach seinem Wohlgefallen, ihm ist Alles anheimgestellt, ich will seinen Rathschlüssen nicht vorgreifen. Ich lebe still und ruhig, wie sich's einem Juden geziemt, und lehre nichts als den reinen Gehalt unserer heiligen Religion, wie Ihr Beweise genug haben werdet."

Ein besserer Physiognom als Moses Daniel hätte leicht bemerkt, daß diese rasch hintereinander ausgestoßenen Worte, von einem Zucken der Gesichtsmuskeln begleitet, wohl noch etwas Anderes enthüllten, als der Pole bestimmt darlegen wollte. Moses aber bat Rabbi Chananel, der, den Blick zur Erde geheftet da saß, tausendmal um Verzeihung.

„Glaubt Ihr also nicht,“ fragte er, „daß unsere heilige Religion von einem nahen Untergange bedroht werde?“

„Ich will Euch ein Gleichniß aus dem Midrasch erzählen,“ erwiderte der Pole: „Durch einen Wald führte man einst mehrere Wagen voll blank geschliffener Aexte; als die Bäume das sahen, fingen sie alle an zu heulen und zu wehklagen. Wehe! rief Alles, Wehe! unsere Sterbenszeit ist da, wir sind allesammt verloren! — Nur eine hohe Eiche auf dem Gipfel des Berges, die schon mehr denn hundertmal ihre Blätterkrone hatte fallen und wieder neu sprossen sehen, nur diese stand ruhig und schüttelte bedächtig ihr Haupt. Seid ruhig und unverzagt, rief sie mit mächtiger Stimme, und Alles unter ihr verstummte, die Aexte alle können euch nicht schaden, wenn ihr euch weigert, einen Stiel dazu herzugeben.“

Das parabolische Uebergewicht Rabbi Chananels bewährte sich auch diesmal wieder. So unentschieden auch die Vieldeutigkeit des Gleichnisses ließ, ob mit den Aexten der Voltairianismus, mit der Eiche irgend eine positive Religion oder Anderes bezeichnet worden sei; Moses Daniel glaubte die richtige Deutung gefunden

zu haben und versicherte den Rabbi wiederholt seines vollkommenen Vertrauens. Rabbi Chananel benützte dieses indeß nicht auf die zuständigste Weise.

Ephraim hatte das vierzehnte Jahr zurückgelegt, man sprach schon davon, ob man ihn auf die große Thalmudschule nach Prag, Presburg oder Warschau schicken solle. Rabbi Chananel kannte seinen Zögling wohl, der fast willenlos lenksam, dabei aber von reizbarem Gemüth, mitunter auch vorwitzig und verhätschelt, wie ein Kind des Glückes war. Mit gesteigerter Zutraulichkeit gab er sich nun seinem Zögling hin, zuerst erlaubte er sich gegen ihn einigen leisen Spott über kleinliche Ceremonien; unmerklich goß er eine kleine Dosis bitteren Zweifels in die Schale, wenn er ihn von dem süßen Wasser der reinen Himmelsquelle trinken ließ; Schritt vor Schritt bahnte er ihm den Weg zur Freidenkerei und der Knabe stand endlich zitternd vor seinen ehemaligen Heiligthümern, die er nun mit Unlust und Grauen betrachtete; weinend enthüllte er sein ganzes Innere vor seinem Lehrer.

„Es ist entschieden," rief dieser jauchzend, indem er ihn auf die Stirne küßte, „du darfst, du kannst kein Rabbi werden. Siehe! du bist mein Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe, ich will das Vermächtniß meines traurigen Lebens dir übergeben, zu deiner Rettung. Es war in meinem achten Lebensjahre, als ich zum Erstenmal an einem Sabbath in einen Garten kam, wo die Blumen in schöngereihten Beeten mich in voller Farbenpracht anlächelten. Ich konnte gar nicht begreifen, wie mir's zu Muthe war, ich hätte gern die

Blumen alle geküßt, und doch wußte ich, daß der Thalmud verbietet, am Sabbath eine Blume zu berühren, weil man dadurch zu der Sünde verleitet werden könnte, dieselbe abzubrechen; ich konnte aber dem Drange nicht widerstehen, und da ich von meinem Vater unbemerkt war, riß ich schnell eine Blume ab und versteckte sie an meinem Busen. Meine Sehnsucht war befriedigt, aber eine peinliche Unruhe war erwacht, ich hatte die schwere Sünde einer Sabbathschändung auf mich geladen. Nach einer schlaflosen Nacht entdeckte ich des andern Morgens einem Kameraden meine Schuld; dieser wußte in kindischem Eifer eine Sühne. Die Hand, die das Böse gethan, muß abgehackt werden, sagte er mit dem Worte der Schrift. Ich war entschlossen, diese Sühne über mich ergehen zu lassen. Mein Mitschüler sprang nach Hause, holte das Messerchen, das ihm sein Vater von der Messe zu Frankfurt mitgebracht hatte, wir schlichen auf die Hausflur, ich legte die Hand auf das Treppengeländer, und mit den beim Schlachten eines Thieres gebräuchlichen Worten: Gelobt seist du, Herr unser Gott, der uns mit seinen Befehlen geheiligt, und uns das Schlachten geboten — schnitt er mir wacker in die Handwurzel; vor Schmerz fing ich an zu schreien, er hielt inne, man eilte herbei und meine Hand wurde gerettet. Siehst du?" fuhr der Pole mit bitterm Lächeln fort, während er den Rockärmel aufstülpte, und eine Narbe über die ganze Fläche der obern Handwurzel sehen ließ, „siehst du? das ist das Denkmal meines jugendlichen Religionseifers. Ich hatte nicht den Muth Alles zu

ertragen, jetzt bin ich feig und abgelebt, wer weiß, was aus mir geworden wäre, wenn ich unter andern Verhältnissen geboren, eine große Laufbahn vor mir eröffnet, ein ewig glänzendes Ziel mir hätte winken sehen, wer weiß, wo ich stünde und wo man meinen Namen nennte! Doch, das ist vorbei — ich mußte Rabbi werden, aber du, du sollst, du darfst es nicht. Siehe, ein Rabbi sein, heißt die Seele im Starrkrampf gefesselt halten; da sitzt er, der fromme Mann, und vor ihm liegen die Folianten mit ihrem babylonischen Aberwitz, und um ihn her vom Boden bis zur Decke nichts als schwarze räucherige Bücherdecken, in denen das frische Leben des Judenthums vertrocknet liegt, wie die von der Wurzel gerissene verdorrte Pflanze. Sommer, Winter und Frühling, Krieg und Frieden, Alles mag vorüberziehen, der Rabbi kennt sie nicht; in seiner Zelle sitzt er, und die Gemeinde sammelt sich um ihn, mit ihm zu beten, nie darf er allein aus dem Hause gehen, und nur wenn er eine Leiche geleitet, kommt er vor das Thor. Ich kannte einen Rabbi, der sein Leben lang fast Nichts als weißen Zucker genoß, und als man ihn einst fragte, woher denn diese Süßigkeit käme, antwortete er ruhig: woher wird sie kommen? die Zuckerhüte wachsen auf den Bäumen wie die Zwiebel auch. Ich kannte einen andern, der als man ihm voll Furcht sagte: der Türk sei vor den Thoren und wolle herein, ruhig erwiderte: nun, was ist? Lasset den Türk auch hier wohnen. Als man ihm sagte, es seien Viele und sie wollten die Einwohner umbringen, sagte er: da ist leicht geholfen, man schließt das große

Thor zu und das kleine auf, und läßt einen nach dem andern herein und schächtet (tödtet) ihn. —

Siehe! das ist ein Leben, dem Tode ähnlicher. Wohl denen, die, in zufriedener Eintracht mit sich selber und ihrer Umgebung nicht wissen, wie sich draußen die Welt täglich neu verjüngt. Wohl ihnen, sie leben in Frieden, studiren und beten, bis der Tod ihnen Mund und Augen schließt, und sie ihre Zelle mit einer kleineren vertauschen; aber wehe denen, die, wie ich, den Zwiespalt im Herzen, von freierem Drange bewegt, zu solchem Leben, zu solchem Tode verdammt sind. Siehe! ich hasse und verachte all den Quark einer solchen Werkheiligkeit, und doch muß ich ihn vor der Welt schützen und pflegen, weil ich durch ihn allein unserm Tyrannen, dem Magen, seinen Tribut geben kann. — Woher aber alles dieses? Weil ich nicht gelernt habe, mir selber mein Brod zu erwerben, und nun mit leeren Händen dastehe. Ich arbeitete auf meinen Wanderungen hierher zwei Tage in einem Bergwerke, aber ich war ungeschickter und schwächer als ein Knabe von sechs Jahren, ich brach ein Bein und dennoch stießen sie mich fort, da sie mich als Juden erkannten. O Gott! wie gern wollte ich arbeiten, daß mir das Blut unter den Nägeln hervorschösse, aber ich bin dazu verdammt, vom geistlichen Betruge zu leben. — Zwar, ist es nicht so durchaus," fuhr er nach einer Pause mit sich selbst sophistisirend fort, „ich habe ein Recht dazu, den Leuten ist es ja nicht um meine Gesinnungen, sondern um mein Wissen und um mein äußeres Benehmen zu thun; die Leute fragen nicht

mich, sondern die Bücher in mir, die ich studirt habe; ich kann ihnen auf diese Weise mindestens Zeit ersparen und vielleicht auch manches Gute wirken, ja gewiß, gewiß! das kann ich.“ — Er versank in stilles Nachdenken.

„Also, mein lieber Sohn,“ fuhr er wie erwachend auf, „muthig! dir kann noch geholfen werden. O Gott! hätte in deinem Alter Jemand so zu mir gesprochen; aber wenn nur du gerettet wirst, dann sterbe ich gern, mein Leben war nicht unnütz, denn ich habe eine junge und frische Seele aus den Banden der Geistesverrücktheit erlöst. Erlerne ein Gewerbe, laß dich von Niemand davon abbringen, und wenn du Lust und Beruf dazu fühlst, suche Wahrheit und Licht bei den Weisen der Vorzeit, dann lebst du selig und brauchst nicht erst zu sterben, um selig zu werden. Aber gieb mir die Hand, daß du mich nie verrathen wirst, nie, hörst du?“

Ephraim erfaßte weinend die Hand seines Lehrers und legte seine brennende Wange darauf. Der Rabbi zog ihn fest an sein Herz und er entschlummerte in seinem Schooße.

Als er wenige Tage darauf seinem Vater den gefaßten Entschluß eröffnete, war dieser tief betrübt. Er sah das Opfer verschmäht, das er Gott darbringen wollte; aber bald richtete er sich wieder in seinem starken Glauben auf. „Mit Gott,“ sagte er, „es ist auch gut, gewiß wollte mir der Herr diese himmlische Freude versagen, weil ich oft zu lässig war in der Erfüllung seiner Gebote.“

Mag man nun Heuchelei oder Pastoralklugheit als die Grundlage von Rabbi Chananels Charakter erkennen,

gewiß ist, daß er der Aufrichtigkeit und Geradheit ermangelte; der tiefwühlende Zweifel hatte seinen Glauben nicht minder wie seinen Muth untergraben; ohne Glauben und Muth, wie soll man da ein Märtyrer, muß man nicht ein Heuchler werden?

Bei alledem überwog die Last seines Schicksals dennoch die seines Vergehens ....

Lust und Freude herrschten im Hause Moses Daniels, denn sein ältester Sohn Chajem war durch Vermittlung Mendel Felluhzers mit Täubchen Löbell aus Trier verlobt worden und man feierte die Hochzeit. Trotzdem nach jüdischem Gesetz die Mitgift Täubchens, da sie eine vaterlose Waise war, als bereits verzehntet galt, that Moses Daniel ein Uebriges, und nach dem Herkommen, das da befiehlt, von aller Errungenschaft den zehnten Theil an Arme zu verschenken, ließ er die betreffende Summe am Hochzeitstage vor der Synagoge austheilen, und sein ohnehin ruhmvoller Name erhob sich noch mehr.

Beim Hochzeitsmahl saß Rabbi Chananel an einer Ecke des Tisches zur Linken der Braut, zu deren Rechten ihr Bräutigam. Die Braut war reich und seltsam geschmückt. Ein morgenländischer Turban, aus einem bunten Tuche gewunden, und vorn mit einer großen diamantenbesetzten Agraffe zusammengehalten, bedeckte ihr Haar und begrenzte die schöne Stirne, an deren Schläfe blaue Adern durchschimmerten, welche stark pulsirten. Ein weißer feingestickter Schleier hing zu beiden Seiten des Turbans über den ganzen Körper herunter. Unter den langen schwarzen Wimpern strahlte

der Glanz ihres dunkeln Auges hell hervor; die dunkle Gesichtsfarbe, die etwas gebogene Nase, das runde Kinn, Alles vereinigte sich, um das Bild einer vollkommenen orientalischen Schönheit in ihr erkennen zu lassen. Unangenehm auffallend war, daß sie ihre schöngeschweiften, aber etwas blassen und vertrockneten Lippen stets durch Einkneifen mit den Zähnen aufzufrischen bemüht war. In ihren Mienen und in ihrem ganzen Benehmen ließ sich ein selbstherrisches Bewußtsein deutlich erkennen. Die Perlschnur um den Hals, an welcher noch mehrere Gemmen hingen, der bauschige großgeblümte Reifrock, der weiße jüdische Brautgürtel, mit vielen silbernen Münzen behangen, Alles das bildete ein sonderbares Gemisch orientalischer und europäisch-französischer Toilette.

Die Braut, die hin und wieder zu diesem und zu jenem Gast gehen und für die reichen Hochzeitsgeschenke danken mußte, verstand es, im Gehen ihren Schleier so zu legen, daß sie wie in einer Wolke erschien und der bewundernden Blicke gewiß war.

Saß sie dann wieder bei dem Bräutigam, so überbot sie sich in Neckereien, und mit übermüthiger Keckheit wußte sie ihm oft mit ihrem fein gebundenen Blumenstrauß zierliche Schläge auf den Mund zu geben.

Anfangs schien der Pole diesen Mangel an Verschämtheit mit Mißmuth zu bemerken, bald aber wußte die Braut durch Neckereien auch ihn zu gewinnen. Sie rief ihn zu Hülfe, daß ihr Bräutigam den abgeschmackten Namen Kuh in Huk umwandeln solle, und

kaum hatte sie erwähnt, daß auch Arouet in Voltaire umgesetzt worden sei, als der Pole seine Begeisterung für den französischen Dichter und Philosophen ausdrückte. Sie verstand es durch beifälliges Nicken den seltsamen Polen immer mittheilsamer zu machen. Ihre ganze Gegenrede glich nur dem Berühren der vor ihr stehenden Flasche, aus der sich dann der Pole bei diesem Zeichen immer selbst einschenkte und immer sorgloser trank.

Während dessen sang der bei Tische sitzende Synagogen-Vorsänger im Namen eines jeden Anwesenden immer auf's Neue und in verschiedenen Weisen einen ebräischen Segensspruch für das junge Paar, und jedesmal erschallte am Schlusse ein Hoch und man trank einander zu.

Der Pole mußte sodann das lange ebräische Tischgebet sprechen, aber kaum war er damit zu Ende, als er wieder gegen die junge Braut sich in Voltaire'schen Witzspielen erging. Da fühlte er, daß Jemand seinen Rücken berührt hatte, er kehrte sich erschreckt um, der kleine Ephraim stand hinter ihm.

„Unten," sagte er, „wartet Jemand auf Euch, Rabbi, Ihr sollt sogleich hinabkommen." Der Pole ging hinab; vor dem Hause stand ein mit der sogenannten Blahe überzogener zweirädriger polnischer Karren, an welchen ein kleines Pferd angespannt war. Eine runde kleine Frau, mit der Peitsche in der Hand, sprang mit einem Satze von dem Karren herunter und reichte dem Polen die linke Hand, in der Rechten hielt sie die Peitsche.

„Schalom Alechem (Friede mit Euch!), Rabbi Chananel,“ rief sie, „kennst du deine Frau nicht mehr? Siehst du, ich bin allein hiehergefahren, morgen fahren wir mit einander zurück. Dein früheres Vergehen hat der König vergeben, du bist als Rabbiner von der Gemeinde zu Schluzke berufen.“

Der Pole stand leichenblaß da. Ohne eine Antwort abzuwarten schirrte seine Frau das Pferd aus, führte es in den Stall und ging dann mit ihrem Manne zu den Hochzeitsgästen.

Des andern Tages saß Rabbi Chananel neben seiner Frau in dem kleinen Karren, ohne Klage, ohne Willen. So viel Kummer und Schmerz auch in seiner Seele waltete, er konnte ihnen nicht Luft machen, selbst da nicht, als er von seinem theuern Zögling Ephraim Abschied nahm; die Thränen brannten ihm in den Augen, aber weinen konnte er nicht.

4. Auch gut.

Es war im Herbste des Jahres 1745, der Krieg war seit einem Jahr abermals in's Land gezogen. Unter dem Vorwande, Carl VII. die Kaiserkrone zu sichern, stritt Friedrich II. zum Zweitenmal mit Maria Theresia um den Besitz Schlesiens; die protestantischen Bewohner dieses Landes sahen meist mit freudiger Erwartung, die Katholiken großentheils noch immer mit bangem Mißtrauen dem für Friedrich glücklichen Ausgange entgegen. Und die Juden? Niemand gedachte ihrer, und

sie selber sahen gleichgiltig dem Kampfe zu, ja Viele freuten sich dessen, denn im Kriege wechselt der Besitz und geht leicht in andere Hände über; ob die Garnisonen österreichische Bärenmützen oder preußische Blechmützen trugen, das konnte für sie höchstens auf den Marktpreis der Pelz- oder Blechwaaren einen Einfluß üben. Selbst die wenigen Einsichtigen und nach Erlösung Strebenden sahen dem Regierungswechsel mit jener Gleichgiltigkeit zu, mit welcher der bleiche Eingekerkerte, an die Stäbe seines Eisengitters gelehnt, hinausstarrt auf die Straße, wo zur festgesetzten Stunde die Wache abgelöst wird.

Im Hause Moses Daniels erregte indeß die neue Wendung der Dinge große Betrübniß. Schon seit mehreren Tagen harrte man vergebens auf die Ankunft von dem Bräutigam Veilchens aus Dresden. Heute Abend, als am heiligen Laubhüttenfest, hatte man seine Ankunft auf's Bestimmteste erwartet. Ungeachtet es draußen schon fröstelte, hatte Moses Daniel dennoch die Behaglichkeit seines Wohnzimmers verlassen, und saß mit der ganzen Familie in einer aus Brettern leicht gezimmerten Hütte im offnen Raume des Hofes; denn also befiehlt die heilige Schrift: „Sieben Tage sollst du in Hütten wohnen.“ (2 B. M. 3, 17.) Die innern Wände der Hütte waren von oben bis unten mit weißen Linnen behangen; das Dach aus Baumzweigen war so durchsichtig, daß man die Sterne am Himmel hindurchglitzern sehen konnte; vergoldete Früchte und ausgeschnitzelte bunte Papiere, die mit Fäden an die Baumzweige befestigt waren, hingen als Zierathen

von der Decke herab. Besonders zeichneten sich hiebei zwei Zwiebel aus, die eine war mit Gerstenkörnern, die andere mit einer Hahnenfeder besteckt; es mochten dies mystische Zeichen sein, gleich dem aus vergoldeten Stäben zusammengesetzten Drudenfuß, Davids-Schild genannt, in welchem die messingne Lampe mit den sieben Lichtern hing. Das Abendessen war beendigt, Chajem war mit seiner Gattin, die über diese arcadische Schäferhütte gespöttelt hatte, heimgegangen; der festliche Ton der Heiterkeit konnte nicht gefunden werden. Moses Daniel saß in dem großen Lehnsessel mit den breiten Backenkissen; tief Athem holend suchte er seine Seufzer zu unterdrücken, denn in seinem Schooße stand sein kleiner Sohn Ephraim und neben ihm saß seine fünfzehnjährige Tochter Veilchen, die seine Hand erfaßt und ihre Stirn auf die Armlehne des Stuhles gedrückt hatte.

„Sei ruhig, Kind," beschwichtigte Moses, „Ephraim, hole das Buch „Seelenfreude" und lies uns daraus vor."

Ephraim that wie ihm befohlen, er las halb singend die Uebersetzung einer thalmudischen Legende:

War einst ein gottesfürchtig Mann,
Von dem will ich euch sagen,
Dem that der Herr viel Plagen an,
Thät doch kein Wörtlein klagen.

Er hatte keine Füße nicht,
Sein Leib war voller Schrunden;
Ihm fehlte schier das Augenlicht,
Nicht Speis' nicht Trank ihm munden.

Er sprach: „Auch gut mein Herre Gott,
Dein Thun ist eitel Güte,
Du rettest mich aus jeder Noth,
Daß ich vor Sünd' mich hüte.

Die Füße, die zum Laster gehn,
Den Leib, den stets gelüstet,
Die Augen, die nach Bösem sehn,
Du hast sie all' verwüstet;

Mitsammt dem allzeit offnen Schlund,
Der Alles für den Bauch thut."
So sprach der Mann zu jeder Stund,
Drum hieß er: Nachum Auchgut.

Einst mußt' er über Lande ziehn
Zum Trost für einen Kranken,
Er satzt sich auf die Eselin,
Daran die Krücken schwanken.

Auch einen Hahn hat er bei sich,
Der ihn des Morgens weckte,
Daß er beim ersten Sonnenlicht
Die Händ' zu Gott ausstreckte.

Nachts kam er vor der Herberg an,
Da thät man ihn fortjagen;
Er zünd't sich eine Fackel an,
Thät nach dem Walde traben.

Ein Wind die Fackel löschen thut
Mit seinem starken Odem,
Rab' Nachum spricht: „Auch gut, auch gut,"
Und legt sich auf den Boden.

Ein Fuchse schlich sich leis' heran,
Und nahm den Hahn beim Kragen,
Da sprach der gottesfürchtig Mann:
„Ich kann auch gut nur sagen."

Ein Löwe mächtig brüllend kam
Und fraß die Eseline,
Fromm Nachum spricht: „In Gottes Nam'
Auch gut" mit heitrer Miene.

Des Morgens hörte er die Mähr'
Von einer Feindesbande,
Die in die Herberg' kommen wär'
Und Mensch und Thier verbrannte.

Er sprach: „Nun seht, wie alles gut
Der Herr für mich gesorget:
Daß er verlöscht der Fackel Glut,
Daß er den Hahn erworget;

Daß er die Eselin mir nahm,
Und Wind und Fuchs und Leue
Als Gottes Bote zu mir kam,
Weil sonst Gefahr mir dräue.

Wär' in der Herberg blieben ich,
Mein Blut wär' längst gestocket,
Und in den Wald das Fackellicht
Die Räuber hätt' gelocket.

Des Hahnes Ruf, des Esels Schrei,
Sie hätten mich verrathen;
Drum Preis und Dank mein Gott dir sei,
Du hast mich wohl berathen." —

Nun, liebes Judenkind, nimm dir
Fromm Nachum zum Exempel,
Dann wirst du selig für und für,
Und baust an Zions Tempel.

„Liebe Kinder, laßt uns das zur Lehre sein," sagte Moses und legte die Hand auf das Haupt seiner Tochter.

„Hier wohnt Herr Moses Kuh," hörte man draußen sagen, die Thüre der Hütte öffnete sich, ein Fremder stand verwundert und wie festgebannt am Eingange. Es war eine kleine untersetzte Gestalt, die preußische Soldatenmütze auf dem Kopfe harmonirte nicht mit der sonstigen Civilkleidung; ein heiteres Wohlwollen blickte aus den jugendlich schönen Zügen seines Gesichtes und besonders aus dem hellen blauen Auge; er schaute wie verwundert in eine Traumwelt, so fremd und abenteuerlich mochte ihm dieser ganze Anblick sein.

„Was ist Euer Verlangen? tretet ein," sagte Moses aufstehend. Der Fremde trat zaudernd ein. Ein nebenbei auch mit alten Büchern handelnder und als Witzbold bekannter Makler, Heymann Lisse, der dem Fremden das Haus Moses Daniels gezeigt hatte, kam mit ihm. „Dieser fremde Herr hier," sagte Heymann, „bringt Nachrichten von dem Bräutigam aus Dresden."

„Habt Ihr Brief?" fragten Moses Daniel und seine Tochter einstimmig.

„Närrische Forderung," antwortete Heymann, „mein Vater ist schon zehn Jahre todt, und ich habe noch keinen Brief von ihm bekommen, der Bräutigam ist erst ein paar Tage todt, und sie wollen schon Brief von ihm bekommen."

Ein Widerstreit der Gefühle durchzuckte die Herzen der Zuhörer, und gab sich in ihren Mienen kund; Lachen und Weinen, das Eine stand fast so nahe wie das Andere, und wer möchte bestimmen, ob er bei so burlesker Einkleidung einer Hiobsbotschaft zuerst geweint oder gelächelt hätte? Der Witz hat nicht nur eigene Schärfe als Angriffswaffe, sondern er vermag auch die Spitzen verwundender Thatsachen abzubrechen oder umzubiegen. — Der Fremde schien indeß kein Freund dieser Waffengattung zu sein, und die peinliche Stille unterbrechend, sagte er mit sachtem, fast zitterndem Ton: „Der Krieg durchschneidet so manches traute Band mit seinem unbarmherzigen Schwerte, man muß es gefaßt und gottergeben geschehen lassen.“

„Wehe! Wehe! mein Traum! mein Traum!“ schrie Veilchen schluchzend, ihr weit aufgerissenes Auge blickte starr darein, keine Thräne entfiel ihm. Eine stumme Pause trat wieder ein, nur das Schluchzen der Braut wurde vernommen; der Fremde konnte nur mit allgemeinen Worten beschwichtigen: „Ihr Liebestraum war kurz,“ sagte er, „aber“ —

„Was träumtest du denn?“ fragte Moses.

„Am Versöhnungstage legte ich mich, vom Fasten ermüdet, und um die noch übrige Zeit zu verschlafen, auf das Bett. Da träumte mir, ich befände mich schöngeschmückt mit Daniel auf einer großen Wiese, mehr als tausend Geigen spielten auf, wir fingen an zu tanzen, ganz allein, immer lustiger. Da ließ mich Daniel plötzlich los, ich stand wie angenagelt, konnte kein Glied rühren, er aber tanzte immer fort, hüpfte

hoch in die Luft, und schwebte endlich ganz frei über dem Boden, bis ich ihn auf einem hohen Berge hinter einem Baume verschwinden sah. Ich wollte schreien, konnte aber nicht, da erwachte ich voller Angst. Es war Nacht, man ging zu Tische. Das ist nun der Grund, warum ich nach einem langen Fasttag nichts als eine Tasse Kaffee genießen konnte."

„Setzt Euch und erzählt mir genau," sprach Moses zu dem Fremden, „wann und wie starb Daniel?"

„Es sind jetzt vier Tage, am 6. dieses, Nachmittags ward ihm sein junges Leben entrissen."

„O wunderbare Fügung! das war zur Stunde deines Traumes, mein Kind," rief Moses, „doch sagt, wer seid Ihr, und welche Zeichen seines Todes bringt Ihr uns?"

„Mein Schicksal hat sich durch das seinige gewendet; hier dieses Gebetbüchlein und diese goldene Kette, die für seine Braut bestimmt war, gab er mir; ich versprach ihm, sie treulich zu überliefern."

„Dank, Ihr seid ein braver Mann, doch erzählt."

Der junge Mann schien nach einer Fassung zu suchen, in der er das Schreckliche vorbringen sollte, dann begann er, zuerst mit leiser Stimme:

„Ich war als Stabssekretär des Fürsten Leopold von Dessau freudig mit in den Krieg gezogen. Wir standen im Lager bei Dieskau, da brachte man eines Morgens einen Juden, der sich Tags vorher auf verdächtige Weise um die Vorposten herumgeschlichen und die aufgefahrenen Kanonen gezählt haben sollte.

Du bist ein Spion, verdammte Judenseele, redete

ihn der Feldmarschall an, gesteh' es nur, Schwerenöther! dann will ich schon sehen, was ich mit dir anfang', also frei heraus! Der Angeschuldigte antwortete nichts, er weinte wie ein Kind, bat und flehte. Tausend Element Schwerenöther! rief der General, du gestehst nicht? Dann macht man kurzen Prozeß mit dir. Schnürt ihm seine stumme Kehle noch besser zusammen, und laßt ihn am nächsten besten Baum eine bessere Aussicht für seine Spionage genießen. Jetzt gewann der junge Mann plötzlich eine stolze Haltung, er erhob sich aus seiner demüthigen Stellung und wendete sich an mich mit den Worten: Lieber Herr, hier ist mein Paß, kann man mich zum Tod verurtheilen? Ich stellte dem General vor, wie dieser junge Mann nichts gethan habe, als was hundert andere Neugierige gethan hätten, wie sein Paß durchaus keinen Verdacht zulasse. —

Ist das Subordination? entgegnete mir barsch der General, Schwerenoth! das junge Kriegsvolk wird zuletzt noch räsonniren, wenn man rechtsum kommandirt, und wird fragen, warum nicht linksum? Das macht Brüderschaft mit Jud und Türk; heißt es nicht mehr: gebt dem Kaiser was des Kaisers, so denkt man an das: gebt Gott was Gottes, schon längst nicht mehr. Er riß mir den Paß aus den Händen: was sind das für Hexenzeichen hier? fragte er den Angeklagten.

Es ist mein Name, ich kann nicht deutsch schreiben und schrieb ihn ebräisch, antwortete dieser.

Es ist Alles Lug und Trug, rief der General, den Paß in Stücke zerreißend, du bist ein Spion, wart,

ich will dir von zwölf Flintenläufen eine geheime Botschaft um's Ohr sausen lassen! Doch nein, das gebührt nur einem Soldaten, nehmt das Halfter von einem crepirten Gaul und hängt ihn zwischen zwei Hunden am nächsten besten Baum auf!

Ich beschwor den General, keinen Unschuldigen zu verurtheilen.

Soll hängen! schrie der General, rechtsum kehrt! marsch! — Unter den Soldaten herrscht der Aberglaube, der alte Dessauer sei kugelfest; ich habe in anderer Weise erfahren, wie wahr das ist.

Ich stand wie vom Schlage gerührt, fast bewußtlos da, bis endlich der General mir in harten Worten meine Einrede vorwarf. Ohne zu erwidern eilte ich hinaus und traf die Henker, die, unter einem Baum gelagert, ihr Opfer verhöhnten. Der junge Mann lag auf den Knieen und sprach leise ein Gebet, sich bei jedem Wort auf die Brust schlagend; als er geendet hatte, trat ich zu ihm und bat ihn, mir seine letzten Aufträge mitzutheilen. Unter Betheurungen seiner Unschuld und seines innigsten Dankes gab er mir jene Liebeszeichen, die ich Euch überbrachte; wenige Minuten darauf war er entseelt."

Der Fremde hatte mit sichtbarer Rührung seine Erzählung geendet, obgleich er, um den gräßlichen Schmerz der Betroffenen zu lindern, im Verlauf seines Berichtes den alten Dessauer in den Vordergrund zu stellen versucht hatte.

Nun war Alles still.

Die Braut hielt sich mit der Hand die Augen zu,

ihre Lippen bebten, aber kein Ton des Jammers wurde vernommen. Der Fremde schaute fragend nach ihr. Er konnte nicht ahnen, wie verwirrt der Schmerz Veilchens war: sie hatte einen Bräutigam verloren, den sie kaum gekannt, sie war durch Verabredung der beiderseitigen Väter Braut geworden und jetzt war alles das so gräßlich gelöst.

„Auch gut, es ist doch schwer „auch gut" zu sagen," begann Moses Daniel endlich, sich die Stirn reibend, und fuhr dann fort: „Wenn man nur Etwas davon geahnt hätte, und die Sache nicht so rasch gegangen wäre; mein Schwager in Berlin ist bei dem alten Dessauer bekannt, wie das Kind im Haus; ich habe auch einmal ein Geschäft mit ihm gehabt — die Sache wäre zu verhindern gewesen. Ich seh' ihn vor mir, wie er mit beiden Händen die Windmühlenflügel seines ungeheuern Schnurrbarts faßt und donnert und schreit, als ob er die Welt umkehren wollte; er ist aber bei alldem kein so böser Mann, nur etwas jach und eigenwillig. Sagt mir aber doch, wie seid Ihr von ihm gekommen?"

„Als ich den Armen unschuldig gemordet sah, stürmte ich voll Wuth zurück zu dem General und warf ihm meinen Degen zerbrochen vor die Füße. Tags darauf erhielt ich meinen Abschied, und nachdem ich den Todten begraben hatte, reiste ich ab."

„Das hätte ich anders gemacht," bemerkte hier der kleine Ephraim, „ich hätte meinen Degen nicht zerbrochen, ich hätte den General damit erstochen, und wenn ich groß bin, bring' ich ihn um."

„Ihr müßt nicht glauben," fuhr der Fremde fort, „daß der General das Standrecht an dem Armen übte, weil er ein Jude war. Man könnte vielleicht sagen, er hält's mit seinem Christenthum wie mit dem Tabakrauchen. In dem berühmten Potsdamer Tabakskollegium des verstorbenen Königs war er es allein, der nicht rauchte, aber dabei immer eine kalte Pfeife im Mund hatte. Es ist ein sonderbares Gemisch von Glauben und Aberglauben in ihm. So betete er einmal vor der Schlacht: Lieber Gott, stehe mir heute gnädig bei, oder willst du nicht, so hilf wenigstens den Schurken, den Feinden, nicht, sondern sieh zu, wie es kommt."

„Verzeiht mir, lieber Herr," begann Moses Daniel, „Ihr seid jetzt ohne Amt, ich weiß nicht wie Eure Verhältnisse sind, wenn ich Euch aber mit irgend was in meiner Macht ist, dienen kann, ich borg' Euch auf Euer ehrlich Gesicht hin, bis Ihr mir's wieder zurückbezahlen könnt. Also sagt es nur frei und offen."

„Ich werde mich wohl schon allein durchschlagen und danke für Euer Vertrauen," erwiderte der Fremde erröthend, indem er aus Furcht vor Zudringlichkeit aufstand.

„Ihr habt Euch gar nicht zu bedanken. Ein Anderer als Ihr hätte die Kette behalten, kein Hahn hätte darnach gekräht. Bleibt nur noch ein wenig, sagt mir doch mindestens Euern Namen, vielleicht kann ich Euch doch einmal dienen."

„Ich heiße Wilhelm Gleim," erwiderte dieser, reichte Moses Daniel die Hand zum Abschied und küßte

den scheuen Ephraim auf die Stirn. „Gott gebe dir eine heitere Zukunft,“ sagte er, wie zum Segen die Hand auf des Knaben Haupt legend, „mögest du nie Unrecht und Gewaltthat ertragen lernen, und mußt du es doch, sei edel und stark, dann bist du gewaffnet zu Schutz und Trutz.“

Mit sichtbarer Rührung schaute Gleim in das dunkle Auge des Knaben, dessen Blicke noch treuherzig und arglos auf der Welt um ihn her ruhten; er mochte das wechselvolle Leben und Leiden dieser jungen Seele mit prophetischem Auge vor sich aufbauen. Er küßte Ephraim abermals und verließ dann die Hütte.

„Auch gut,“ sagte Moses Daniel mit einem schweren Seufzer, als der Fremde fort war, „liebe Kinder, laßt uns „auch gut“ sagen; wer weiß, liebe Tochter, welch ein Unglück dir bevorstand, wenn du den Daniel Isserlein geheirathet hättest. Alles, was Gott schickt, ist gut. Laßt uns das Fest in Ruhe und Freude feiern.“ —

Die von der Religion gebotene Festesweihe übt eine eigenthümlich bewältigende Macht. Das Gesetz befiehlt nicht nur, den Schmerz zu besiegen, sondern auch, was noch weit schwieriger ist, Freude zu erwecken.

Moses Daniel vermochte es, die Festesstimmung zu bewahren, und am Morgen in der Synagoge schwenkte er den südländischen Palmzweig, an dessen unteres Ende Myrthen und Weiden geflochten waren, mit dem daran gehaltenen Paradiesapfel nur um so inbrünstiger unter Gebeten nach allen vier Himmelsgegenden auf und nieder. Er selbst erschien wie ein abgerissener

Zweig in der Hand Gottes, schwankend aber doch in sich fest, hin und her und auf und nieder gewendet. Und in der Laubhütte saß Moses Daniel und nicht mit Trauer, sondern mit frommer Hingebung gedachte er, daß die Kinder Israels als Verbannte und Flüchtige in Hütten wohnen, bis der Herr einst wiederum den festen Wohnsitz gründet im Lande Kanaan.

Für den kleinen Ephraim war die viertägige Halbfeier, die inmitten des achttägigen Festes lag, sonst zur besonderen Freude gewesen, da durfte man alle Hantierungen des täglichen Lebens ausführen und doch war ein Fest, der jugendliche Sinn war nicht beengt von tausend kleinen Verboten; diesmal aber konnte er den Schmerz um den Todten nicht aus dem Sinn bringen und er war böse auf Alle, die seiner vergaßen.

Es giebt Gemüther, die durch einen Schmerz plötzlich aus ihrem selbstvergessenen Dahinleben herausgerissen werden und Alles wird ihnen zum peinlichen Räthsel. Als erführe er sie zum Erstenmal, vollführte Ephraim die seltsamen Bräuche, welche die letzten Tage des Festes mit sich brachten. Das Judenthum hat seine bis in die kleinsten Züge ausgeführten sinnbildlichen Handlungen: man schnitt sich Weiden am Wasser, band sie in Büschel und schlug in der Synagoge unter Gebeten die Blätter ab. Man wartete nicht, bis der Herbst die gelben Blätter abpflückte, man trennte die noch grünenden gewaltsam ab. Und am Neujahrstage war man hinausgegangen an das fließende Wasser, schüttelte die Kleider aus und sprach dabei ein Gebet

daß Gott die von Jeglichem begangenen Sünden in Meeresgrund versenken möge. Am letzten Tage des Hüttenfestes „Gesetzesfreude" genannt, tanzte man in der Synagoge unter Freudengesängen mit den pergamentenen Gesetzesrollen im Arme ringsumher; man wechselte dabei oft ab und Ephraim durfte die von seiner Familie gestiftete mit Goldkrone und goldenem Schilde und Zeiger geschmückte Gesetzesrolle dreimal rings in der Synagoge umhertragen.

Die Last war schwer, aber noch schwerer war es Ephraim im Herzen.

Eine tiefe Wehmuth, ein Zittern und Bangen, gepaart mit stillem Groll der Außenwelt gegenüber, setzte sich im Herzen des zum Jüngling erwachenden Knaben fest. Nachts drängte sich das Schreckbild seines gemordeten Schwagers in seine Träume, und wenn er am Tage über die Straße ging, sah er sich von seinen christlichen Altersgenossen verhöhnt und mit Koth geworfen; stets nahm er sich vor, den ersten besten, der ihn wieder berühre, niederzustechen; ja er trug sogar ein Messer bei sich, aber nie wagte er es, davon Gebrauch zu machen, er floh von ferne, wenn er einen Christenknaben des Weges kommen sah.

Es giebt Naturen, die in der Fülle strotzender Lebenskraft zum Bewußtsein erweckt, kaum fassen können all den Jubel und all die Lust, all den Glanz und Klang, den die offene Welt aller Enden auf einmal vor ihnen aufthut. Wie anders ist es bei einer Natur, die von einem Schmerzensschrei, von eigenem und fremdem erweckt, das Bewußtsein eines unheilbaren

Gebrechens zuerst inne wird. Es ist ein trauriges auf Krücken angewiesenes Schleppen durch das Leben, und Wehmuth oder leichter Spott über die Welt geben das Geleite.

In das erste Geisteserblühen Ephraims fiel ein Herbstreif: Youngs Nachtgedanken geriethen ihm in die Hände. Wenn mitten im Wald ein Fruchtbaum steht, so sagt man, daß ein Vogel den Keim dazu hergetragen. Noch viel seltsamer werden oft die Erzeugnisse des Geistes da und dorthin versetzt. Der zum Jüngling erwachsende Knabe, den Natur und Geschick darauf hinführten, das Leben schwer zu nehmen, fand aus einer Sphäre, die fernab von der seinen lag, neuen Anreiz zu schmerzlichen Fragen und Klagen.

Oft wagte es Ephraim, sich zu fragen, womit er dies Loos verschuldet, warum ihm die Welt denn feind sei; er zweifelte an der ewigen Gerechtigkeit, eine unnennbare Angst überfiel ihn, heiße Thränen rollten über seine Wangen, er klagte den Rabbi als seinen Verführer, er klagte sich als einen Gottverlassenen an — da wagte er einen entscheidenden Schritt. —

Eines Abends, es war im December, verließ er unter dem Vorwand, die Synagoge besuchen zu wollen, sein väterliches Haus, wehmüthig blickte er auf dasselbe zurück, aber bald raffte er sich auf, muthig durchrannte er die Straßen bis hinaus über den Wall und vor das Thor, denn dort wollte er die That vollbringen. Er hatte einst zufällig gehört, daß der Tod durch Erfrieren die schmerzloseste Todesart sei: im Dunkel der Nacht, auf der weißen Schneedecke gelagert, wollte er

entschlummern, um am Morgen von allen Foltern des Lebens erlöst zu erwachen. Er war querfeldein gesprungen und hatte sich in einen Graben niedergelegt. Den Blick nach den Sternen geheftet, die zwischen zerrissenen Wolken hervorglänzten, lag er da. Schon däuchte es ihn, als vernähme er in seiner Seele ein fernes Glockengeläute, ein wirres Summen und Brausen; um ihn her war Alles still und leblos, sein ganzes bisheriges Leben, sein Vorhaben, der Schmerz seines Vaters, Alles wirrte sich durch einander; seine Stirn brannte vor Fiebergluth, er wälzte sich im Schnee, aber er vermochte es dennoch nicht, die Gluth in sich zu löschen. Starr richtete er sich empor, seine Augen rollten wie die eines Wahnsinnigen, er wollte aufspringen und seinem bösen Dämon entfliehen. „Feigling!" rief er sich wieder zu, „du hast den Muth nicht, zu sterben." Er riß sich das Gewand von der Brust, warf sich wieder auf den Boden, drückte die Augen fest zu und entschlummerte. Er mochte kaum wenige Minuten entschlummert sein, als er Tritte nahen hörte; unwillkürlich richtete er sich auf, eine kleine breite Gestalt stand unweit von ihm, sie richtete gerade eine Mordwaffe auf ihn mit dem Zurufe: „Wer da? antwort' oder ich schieße dich nieder."

„Um Gottes willen, erschießt mich nicht!" rief Ephraim aus voller Kehle. Die kleine Gestalt näherte sich ihm und stieß ein schallendes Gelächter aus. Es war der uns schon bekannte Heymann Lisse, ein Männchen von rundlicher Gestalt, welches sein sonst freundliches Gesicht fast gnomenhaft verzerrte, das große

spanische Rohr mit den breiten zottigen Quasten hielt es noch immer wie auf dem Anstand.

„Ei, du bist's?“ rief Heymann, den halb erstarrten Ephraim aufrichtend, „ich glaube gar, du hast als blinder Passagier in die andere Welt hineinrumpeln wollen; oder hast du bei deinem Vater noch nicht so viel Woll sortiren gelernt, daß du das Schneefeld für ein Wollmagazin angesehen hast? Siehst du? das ist echte Sterblingswolle, aber man kann sie nicht auf die Messe bringen.“

Nachdem Ephraim einen Schluck Branntwein aus der kleinen Flasche, welche Heymann bei sich trug, getrunken hatte, konnte er sich wieder auf den Weg machen. Er erzählte nun, wie ein unerklärlicher Drang ihn hinausgetrieben habe in's Freie; nach und nach wurde in seiner Erzählung der Gedanke zu einem leibhaften Dämon, der ihn halb erdrosselt in den Schnee niederwarf und ihm alle Glieder lähmte, immer abenteuerlicher, immer gespenstischer wurden die Ereignisse, die einfache Thatsache trat immer mehr in den Hintergrund. — Allerdings bekundete Ephraim hierbei eine gestaltende und ausmalende Phantasie, die sogar an das Dichterische streifte, aber es war nicht jenes kindhafte Märchenspiel, das in's Unendliche hinaus greift und an die auftauchenden Gestalten glaubt. Die thalmudische Dialektik und die moderne Aufklärung des Rabbi hatten ihm alles geheimnißvoll Zauberische abgestreift, seine jetzige Erzählung war aus der Combination hervorgegangen und in der bestimmten Absicht gehalten, sein Vorhaben zu beschönigen. — In diesem Augenblick, als sich Ephraim einer geflissentlichen Lüge

bewußt ward, trat ein unversöhnlicher Zwiespalt in seiner Seele ein. Der Vorhang vor dem Allerheiligsten der Menschheit riß in dieser Stunde von oben bis unten entzwei. Die Einheit und Unschuld der jungen Seele war der Welt geopfert, der leibliche Selbstmord war vereitelt, aber ein anderer schien vollzogen.

Er konnte sich nie zu jener demüthig frommen Ergebung seines Vaters hindurchringen, der stets der herbsten Mühsale gewärtig, bei allen Schicksalsschlägen „auch gut" sprach; aber der einmal gewagte Versuch eines Selbstmordes lieh Ephraim bei allen Unbilden, mit denen ihn sein späteres Geschick umzingelte, eine zweischneidige Waffe: es war der Gedanke, Rache an seinen Widersachern zu nehmen, und dann sich selbst dem Tode als dem einzigen Erlöser in die Arme zu werfen. Oder giebt es ein Leben, das ein stets fortgesetzter Selbstmord zu nennen ist? Ist ohnmächtiges Ringen nach Lebenseinheit ein solcher?

Es läßt sich nicht ergründen, welche verborgenen Gedankenwege in einem jugendlichen Sinne sich verschlingen mögen, die zu dem Vorsatze des Selbstmordes führen. Das aber mag feststehen, daß es für Viele heilsam ist, in eine Lebensordnung eingeschlossen zu werden, welche die Selbstbestimmung aufhebt.

Der in Selbstverzehrung ausschreitende Sinn Ephraims fand sich wieder willig darein, daß Verhältnisse und Menschen über ihn verfügten, und Gehorsam ward ihm ein bewußtes Glück.

Der Allem entlaufen gewollt, mußte jetzt — deutsch schreiben lernen.

Die Ausschließung der Juden von dem bewegten Völkerleben hatte bei ihnen folgerecht eine Abschließung erzeugt, die zur Hartnäckigkeit wurde und von der kirchlichen Orthodoxie einen religiösen Stempel erhielt. Wer gutes Deutsch zu sprechen suchte, war ein „Neuling,“ ein Verdammter. Der jüdische Jargon war so zu sagen das geistige Speisegesetz, nach dem man Gedanken aufnehmen und geben durfte; aber eine unbewußte Regung des erwachenden Geistes, der sich glücklich mit den Ansprüchen des Geschäftslebens verband, durchbrach auch hier die gewohnten Schranken. Moses Daniel durfte, wenn auch noch zaghaft, doch ohne Gewissensbisse und ohne seinen Ruf in der Gemeinde zu gefährden, seinen Sohn — regelrecht Deutsch lernen lassen.

5. Der Kalligraph.

Herr Petzhold war mit Jedermann in Widerstreit, weil er von Jedem voraussetzte, daß er das Schreiben nicht als Kunst, sondern nur als Fertigkeit gelten lasse; und er war eitel wie Alle, die solcher zwischen Kunst und Gewerbe schwankenden Thätigkeit obliegen.

Während er mit der Rückseite seines Messers ringelnde Flocken von der Federspule abschälte, begann er daher zu seinem neuen Schüler:

„Was ist der Mensch ohne die Schreibekunst? Ein federloser Zweifüßler im nacktesten Sinne des Wortes. Erst durch die Schreibekunst wird er befiedert, und wird

seine eigentliche Menschhaftigkeit flügge. Die ganze Geisteswelt ist aus Haar- und Grundstrichen gezeichnet, und in den Buchstaben liegen die abstracten Begriffsformen für die Unendlichkeit der Gedankenbilder. Die Schreibekunst steht oben an unter den bildenden Künsten als philosophische Malerei, denn durch die Schriftformen läßt sich der menschliche Charakter nicht nur am meisten bilden, aus ihnen wird er auch am deutlichsten erkannt; die Schriftzüge sind die Gesichtszüge einer jeglichen menschlichen Seele, und nicht umsonst heißen die Schriftzeichen: Charaktere. Ich will Temperamente, Neigungen, Lebensgeschichte und Lebensverhältnisse, ja sogar die Körpergestalt eines Menschen aus den Zügen seiner Handschrift herauslesen." Und während er mit sicherer Hand den Kiel schnitt, den wohlbemessenen Sprung in demselben anbrachte und die Fahne abschliß, fuhr er bedächtig fort:

„Was das Geschichtliche der Schreibekunst betrifft, so ist sie von Aegyptern und Juden, Griechen und Römern mit gleicher Verehrung gepflegt worden, und im grauen Alterthume standen die Schreiber neben Propheten und Königen. Die glänzendste Apotheose feierte aber die Schreibekunst in den Klöstern des Mittelalters, noch sind hier große Geheimnisse zu erforschen, denn es bestand eine heilige Innung. Jene Heiligen, wie ein Hieronymus de Scala, der das Vater Unser griechisch oder lateinisch auf den Raum eines halben Hellers schreiben konnte; jener heldenmüthige Eroberer, Bernhardus da Santa Fide, der das majestätische Reich der Fracturschrift gegründet, dessen Bürger gleich den

römischen Senatoren mit einem Volke von Königen verglichen werden können; jener edle Mönch, dessen Name leider vergessen ist, der sich zwei Monate kasteiete, bis er das U in Gestalt einer Taube zeichnen konnte; was ist ein Epaminondas, ein Cato gegen sie? Zwar ist seit Erfindung der Buchdruckerkunst das Ansehen der Schreibekunst gesunken, aber ihr heiliges Andenken besteht ewiglich. So lange die Welt steht, wird man vom göttlichen Worte sagen: Geschrieben steht, aber nie Gedruckt steht. Ueber die Erfinder der Schreibekunst lassen Sie mich heute schweigen, ich könnte vor Aerger heute keinen schiefen Haarstrich mehr ohne Zittern hervorbringen, wenn ich mir das Unrecht vergegenwärtigte, daß die Chinesen noch immer nicht als die ersten Urheber derselben anerkannt sind. Nehmen Sie hier drei gut geschnittene Federn."

So schloß Herr Petzhold, indem er jetzt die Federn auf dem narbenvollen Nagel der linken Hand abspitzte, sie durch den Mund zog und dann nach seiner Gewohnheit eine Prise mit den drei Fingern nahm. Ephraim hatte unruhig und nur halb aufmerksam vor ihm an dem Tische gesessen, einen Bogen weißes Papier vor sich. Er meinte, er müsse, wie bei dem Polen, als Zeichen der Aufmerksamkeit auf jeglichen Vortrag jetzt eine Einwendung machen.

„Im zweiten Buch Moses heißt es von den zehn Geboten, sie seien mit dem Finger Gottes geschrieben," sagte er. Ephraim hatte vergessen, daß sein Lehrer taub war und deshalb eine doppelte Liebe zu dem geschriebenen Wort hatte. Er mußte nun lernen, wie

man den rechten Arm auf den Tisch auflegen, wie man die Handwurzel frei bewegen, und die Feder zwischen den drei Fingern frei spielen lassen müsse. Die ersten Striche wollten nicht recht gelingen, und der Lehrer zupfte ihn nach seiner Gewohnheit voll Jähzorn an den Augbrauen, dabei mußte er manche Strafrede über seine Ungeschicklichkeit hören.

„Ihr Juden seid doch die vertraktesten Kerle so weit man schreibt, das kommt von dem nichtsnutzigen Ebräischschreiben von der Rechten zur Linken her; ihr habt immer die verkehrte Welt. Da schreibt die rechte Hand nur immer der linken, damit Niemand neben dran etwas erfährt, und Alles hübsch unter „unsere Leut" bleibt. So lange man euch nicht bei Verlust der rechten Hand das Ebräischschreiben verbietet, ist nichts aus euch zu machen. An Ordnung und Regel seid ihr so gar nicht zu gewöhnen, da, in eurer Zigeunersprache stehen die Buchstaben wie in einer Judenschul', der eine streckt die Beine von sich, der andere gähnt, der dritte legt sich auf den andern und der vierte macht einen Purzelbaum. In der deutschen Schrift da heißt's: aufgepaßt! da stehen die Buchstaben in Reih und Glied, darf keiner mucksen, wie die Soldaten bei der Potsdamer Wachparade.

Nach und nach gelang es indeß Ephraim sich die Zufriedenheit seines Lehrers zu erwerben. Eines Tages überbrachte er diesem eine englische Probeschrift, starr blickte er einige Sekunden darauf.

„Wer hat das gemacht?" fragte der Lehrer barsch.

„Verzeihen Sie, ich, ich kann's gewiß nicht besser."

Der Lehrer wendete sich von ihm ab, und mit heftigem Geberdenspiel die Züge der Schrift in der Luft nachahmend rief er: „Jst's möglich! Diese kühngeschweiften Züge, diese waghalsige Keckheit der Verbindung, diese Rundung und Fülle, jeder Strich wie Minerva aus Jupiters Haupt, wie Venus dem Schaume mit Einemmal in untadelhafter Pracht und Fülle der Feder entquollen, und vor Allem diese höchste chinesische Ruhe und Sicherheit! Solches ist mir in den glücklichsten Mußestunden kaum gelungen. Das darf man ja kaum mit dem Grabstichel wagen. O ich Unglücklicher!“ rief er, das Papier entfiel seinen Händen, und er faßte sich selber an beiden Augbrauen, „der Fluch der Atriden lastet wie der Himalaya auf meiner Seele, mein eigen Fleisch und Blut empört sich wider mich; doch sie soll büßen.“ — Er stürmte zur Thür hinaus, man hörte fernes Wehgeschrei, es näherte sich, der Lehrer kam wieder und zerrte ein schluchzendes Mädchen von schlanker Gestalt herbei, das sich mit der Schürze das Gesicht verhüllte und die Augen trocknete.

„Hier setz' dich her, Rosa,“ sagte der Lehrer, „schreiben Sie ihr ABC vor, Herr Kuh, sie soll jede Stunde hier sitzen und schreiben lernen. Schämst du dich nicht, mein eigen Kind, wirst in der nächsten Woche vierzehn Jahre alt und machst Buchstaben, die wie ein Ameisenhaufen in einander kriechen? Sieh' der Herr lernt jetzt erst sechs Monate bei mir schreiben, und das ist seine Schrift, er darf sich neben den Kabinetsschreiber der Kaiserin Maria Theresia stellen. Also nochmals ABC.“

Ephraim war nun zum Gesetzgeber erhoben, denn

er mußte für seine neuerworbene Mitschülerin eine „Vorschrift" machen, wie es Herr Petzhold nannte. Oft sah er während dieses Geschäftes auf und betrachtete Rosa, welche, das Kinn auf die Hand gestemmt, trotzig zur Erde sah, die Lippen ihres kleinen Mundes hatte sie zornig oder nachdenklich gepreßt, ihre vollen Wangen waren von heftiger Gluth entzündet, und in ihren Wimpern hing noch zitternd eine Thräne. Ephraim fühlte das Mißliche, hier bei einer harten Züchtigung mitwirken zu müssen. „Welch' süße und himmlische Worte der Entschuldigung und Aufmunterung hätte er aus diesen Buchstaben zusammensetzen können, die er nun fühllos und nichtssagend neben einander stellte," so dachte er, und als er jetzt das L regelrecht hingezeichnet hatte, konnte er sich kaum überwinden, „Liebe" daraus zu bilden. Er schlug die Augen auf, sein Blick begegnete dem Rosa's, der schwermuth- und vorwurfsvoll auf ihm ruhte; er überlegte, was er ihr sagen sollte, der Lehrer hörte es ja nicht, aber Alles däuchte ihn zu matt und dürftig, er schwieg und gelangte endlich beim Z an. Mit den Worten: „Schreiben Sie mir zulieb; ich bitte," überreichte er ihr das Papier. Rosa lachte.

Weit glücklicher war er zwei Tage darauf, denn nun mußte er eine eigentliche Vorschrift in Worten für Rosa fertigen. Herr Petzhold übergab ihm sein Lieblingsbuch, um Einiges zu diesem Zwecke daraus abzuschreiben, es waren „Herrn Christian Hoffmann von Hoffmannswaldaus sinnreiche Heldenbriefe, auch andere herrliche Gedichte;" Ephraim schlug das Buch

auf, er nahm es als gutes Zeichen, daß ihm folgende Verse auffielen, die er nun in schöner Schrift schrieb:

„Perlen liegen eingeschränkt
In den harten Muschelhäusern;
Wer auf frische Rosen denkt,
Sucht sie in den Dornenreisern;
Honig ist nicht ohne Bienen;
Wer in Chanaan will stehn
Muß erst in Aegypten dienen
Und durch Meer und Wüsten gehn."

Er übergab Rosa die Schrift und das Buch, indem er sagte, den folgenden Vers möchte er gern schreiben, aber er wage es nicht, sie solle ihn lesen. Rosa gehorchte dem Rathe und las schüchtern:

„Jetzo schreib' ich meinem Herzen
Diesen wahren Denkspruch ein:
Feuersgluth und Liebesschmerzen
Müssen wohl bewahret sein."

Rosa schlug verschämt und leise das Buch zu.

Herr Petzhold verließ nun auf einige Minuten das Zimmer, Ephraim wußte nicht, wie es kam, er hatte Rosa umfaßt, er hing an ihrem Halse, er hing an ihren Lippen; aber bald störte ein schwarzer Dämon ihre kindliche Wonne; sie hörten Etwas zur Erde fallen, das Dintenfaß lag zerbrochen, und „die Fluth des schwarzen Schicksals schlängelte sich vielarmig zu ihren Füßen." Noch standen Beide rathlos da, sahen sich staunend und verwundert an, als der Rächer erschien.

„Wer hat das gethan?“ fragte Herr Petzhold und faßte seine Tochter alsbald bei den schönen Augbrauen, weinend und zitternd riß Ephraim den Arm des Vaters weg, und schrie aus voller Kehle: „Um Gottes willen! sie ist unschuldig, mir — mir reißt die Augen aus.“

Wie labte er sich in dem Gedanken, für Rosa Schmerzen ertragen zu dürfen; das Auge zu ihr emporgerichtet, wollte er freudig Tod und Nacht hereinbrechen sehen, aber Herr Petzhold versagte ihm die Lust des Märtyrthums, er mußte nach Hause gehen, ohne Etwas erduldet zu haben.

Rosa warf ihm eines Tages ein kleines Schnitzel Papier auf seine Schreiberei, worauf sie nichts geschrieben hatte, als ihren Namen Rosa Mathilde Marie und den Namen Ephraims darunter. Was bedurfte es mehr? In diesen Worten lag ja die überschwenglichste Offenbarung eines Geheimnisses, das sich noch scheu zu verhüllen trachtete. Stunden lang saß nun Ephraim einsam auf seinem Zimmer und bannte Wonne und Trauer seines bewegten Herzens auf das Papier; es waren keine Gedichte, in denen er seine Liebe ausströmte; woher sollte er die rechten Worte nehmen und wie sollte er sie fügen? er hatte nur erst gelernt, schöne Buchstaben zeichnen. Da saß er nun und schrieb unzähligemal den Namen seiner Rosa: in Fraktur, englisch, deutsch und ebräisch, in allen Stellungen und Verbindungen. Wie glücklich war er! Die schönsten Buchstaben des Alphabets hatten sich zur Bezeichnung des Herrlichsten auf Erden vereinigt. Er machte die Grundstriche aus durchbrochener Arbeit, und in den leeren

Raum schrieb er mit einer Rabenfeder seinen eigenen Namen, jeder Buchstabe bildete wieder einen besondern Rahmen für ein neues Symbol, bald jagte er einen fliegenden Pfeil durch, bald nistete er sich mit seinem vollen Namen behaglich darin ein; seine Hand zitterte nie, selbst bei den gefährlichsten Unternehmungen. In hundertfältigen Liebesnetzen fing er dann ihren Namen ein, zahllose Kränze flocht er um ihn, dieser kühne ovale Zug mit dem er ihn einschloß, der in einer weithin flatternden Schleife endete, das war das seligste Umfangen. Diese Pfeile, von Reben umrankt, die er als undurchdringlichen Wall um ihren Namen stellte, waren sie nicht Verkündiger seines jauchzenden Muthes?

Andere mochten in wohlgefügten Liedern und Sonetten, in Bildern mit der Glorie der Vollendung gekrönt, in Schlachten zu deren Ruhm geschlagen, ihr Liebchen feiern; Ephraim konnte sich mit Recht sagen, daß wohl nie der Name eines Mädchens schöner beschrieben wurde als der Rosa's.

Den Wänden seines Zimmers, dem Sande im Garten, ja sogar dem Tische vertraute er die heiligen Schriftzüge an. Seitdem er die Schönschreibekunst übte, hatte er die üble Gewohnheit, auf jeden frischgescheuerten Tisch vor dem er saß, mit seinem Nagel das Wort Rosa zu zeichnen; zwar that er dieß wie aus prophetischer Eingebung schon ehe er Rosa Petzhold kannte und liebte, er verwischte auch dann schnell diesen Namen wieder, denn er konnte sich doch leicht dadurch verrathen.

Eines Sabbath Mittags stand er nachdenklich am

Fenster. Ohne daß er es wußte, hatte er die Scheiben angehaucht und unzähligemal den Namen Rosa in einander geschrieben. Da packte ihn eine Hand am Nacken: „Gottloser, was machst du da!“ rief ergrimmt sein Vater, „weißt du nicht, daß heut' Sabbath ist und man nicht schreiben darf?“

Ephraim wischte schnell, obgleich das eine neue Sabbathschändung war, mit der Hand das Geschriebene wieder aus, er war froh, daß sein Vater das Wort selbst nicht bemerkt hatte, und suchte ihm nun aus den Gesetzen der Rabbinen zu beweisen, daß man eine Schrift, die nicht von Bestand ist, am Sabbath schreiben dürfe. Jetzt zum Erstenmal, bei diesem geringfügigen Umstande, da er die Schriftzüge von dem Namen Rosa's unbeständig genannt, und in Verbindung mit den Gesetzen der Rabbinen gestellt, erwachte in ihm plötzlich das Bewußtseyn des Zwiespaltes, in den er gesetzt war. Man konnte mit Hoffmannswaldau von ihm sagen: an dem rosenfarbenen Gewande seines Lebensglückes „riß der Zeiten Garn entzwei.“ Ephraim war sehr betrübt, sein Vater nicht minder, aber aus ganz anderen Gründen.

Kaum hatte Ephraim selber deutsch lesen und schreiben gelernt, als er es auch schon wieder lehrte; Veilchen, seine Schwester, bat ihn unaufhörlich, ihr Unterricht zu geben, und Nachts, wenn Alles im Hause schlief, saß das siebzehnjährige Mädchen bei dem Bruder und ließ sich von ihm die Zeichen lehren, in denen die Kinder der Welt ihre Gedanken und Erlebnisse niederschreiben; diese Lippen, zum Kusse reif, mühten sich

ab, stotternd zu buchstabiren; Lessings Lustspiel, „die Juden," das Ephraim mit Bewilligung seines Vaters gekauft hatte, diente als ABCbuch. Mit staunenswerther Schnelligkeit lernte Veilchen deutsch lesen und schreiben. Je weiter sie aber in dem ersehnten Eldorado des neuen Wissens vordrang, um so unglücklicher ward sie; alles Gedrückte, Verrenkte und Rauhe, was sie sah, erschien ihr als jüdisch; alles Freie, Natürliche, Heitere und Zarte, was sie las und ahnte, war ihr christlich; sie beneidete die ärmste Christin, und wenn sie Ephraim ihren Schmerz klagte, schalt sie dieser, vielleicht weil er selber an dem gleichen Uebel kränkelte. Moses Daniel hatte heute, am heiligen Sabbath, Veilchen weinend über einem deutschen Buche gefunden; trotz aller Drohungen behauptete Veilchen, von selber das unnütze und gottverlassene Zeug gelernt zu haben. Darum war Moses Daniel heute so sehr betrübt. —

Das ganze spätere Lebensgeschick Veilchens findet seinen Ursprung in der unschuldigen Thatsache, daß sie — deutsch lesen und schreiben konnte.

6. Die doppelte Buchhaltung und Joseph in Aegypten.

Ephraim war ein vollendeter Kalligraph, und galt in der ganzen Gemeinde zu Breslau als „ein guter Deutscher," mit welcher Bezeichnung die deutschen Juden das Innehaben aller Profangelehrsamkeit zusammenfaßten. An eine große Revolution in der Geschichte des Comptoirlebens knüpfte sich das Eintreten Ephraims

in dasselbe; der Franzose de la Porte hatte die merkantilische Weltordnung zuerst auf Prinzipien gebaut, in ein System gebracht, und zur Wissenschaft erhoben. Herr Petzhold war ein begeisterter Verkündiger der neuen Heilslehre, er war wieder der Führer Ephraim's. Die arme Rosa war fast ganz vergessen, ihr Vater hatte sie zu einer alten Tante nach Brieg geschickt. Ohne Abschied, ja ohne ihm die leiseste Kunde von ihrer Entfernung zu geben, hatte sie Ephraim verlassen. Der immer praktischer werdende Jüngling sah es als eine günstige Wendung des Geschicks an, so auf einmal von allem Zwiespalt befreit zu sein, er suchte sich dahin zu bringen, das ganze Verhältniß als ein kindisch unbedachtes zu betrachten — das erste Conto in dem Hauptbuche seines Lebens endete mit einem ungelöschten Saldo.

Manchmal überkam ihn noch ein schreckhaftes Bewußtsein seines Deficits, er fühlte sich verarmt und verlassen; aber in dieser Periode des Wachsthums an Wissen und Kraft, in welcher Ephraim noch stand, hebt ein neues Buch, ein neues Gebiet des Wissens, plötzlich in eine ganz andere Atmosphäre, daß des Lebens Lust und Leid fast ganz verschwindet. Die Gelehrten vom Fach bleiben gewissermaßen ewig auf dieser Stufe der Schulmäßigkeit, und weil ihr Dasein ausschließlich Lernen ist und nie That wird, sind sie dem Leben gegenüber Kinder, ruhige Indifferentisten, oder das, was man gewöhnlich glückliche Leute nennt.

Von fremden Sprachen kannte Ephraim nur die beiden großen Worte: Debet und Credit. Kaum konnte

er sich nun in seiner Muttersprache auf dem Papier geläufig ausdrücken, als er auch schon französisch zu lernen begann. Nur wer im Französischen à fond war, war bei der großen Welt accreditirt, denn von Frankreich bezog man den Esprit. Ephraim lernte neben den merkantilischen Activen und Passiven auch die grammatischen kennen.

Eine wahre Lernwuth bemächtigte sich seiner, wie sie sich nur bei Autodidakten findet, die nicht methodisch eingeschult wurden. In wenigen Jahren lernte er französisch, englisch und italienisch, auch einen lateinischen Autor konnte er nothdürftig lesen. Mit der Kenntniß der Sprachen und ihrer Formen erschloß sich ihm auch nach und nach der Gehalt der Wissenschaft und der Kunst, den die Geister vergangener Zeiten zu Tage gefördert. Die Helden des Alterthums lernte er zwar zuerst unter dem klassischen Puder aus dem Zeitalter Ludwigs XIV. kennen, das freie Naturleben der Griechen war in französische Schnürleibchen gezwängt, die nackte Schönheit der Formen mit zarter Seide übersponnen und mit lüsternen Schleiern überhaucht. Alles das kümmerte den Jüngling wenig: diese Welt war so heiter, so frisch und lebensmuthig, sie war so fern von alle dem was ihn umgab, von dieser kleinlichen Religionssclaverei, wo das Leben erst mit dem Tode beginnt, sie war so erhaben über all dem Jagen nach Gewinn, diesem Zählen, Rechnen und Wägen, daß er mit Schmerz und Geringschätzung seine ganze Umgebung ansah. Er war ein Fremdling in seinem eigenen elterlichen Hause.

Wieder auf einer erhöhten Stufe klagte er das Schicksal an, das ihn als Jude geboren werden ließ. Die Völker draußen, glaubte er, seien die Erben jenes glänzenden Lebens, wie es hier in den Büchern verzeichnet stand; das Bauernleben däuchte ihm noch jene friedsame Idylle, wo man singend und jubelnd den Samen in die Furchen streut, und wo nichts als Friede und Freude unter den Strohdächern wohnt; in jedem Officiere, ja fast in jedem Soldaten glaubte er einen Epaminondas, einen Cäsar zu sehen. Solche Täuschungen konnten indeß nicht lange dauern, denn ein Gang in das Wollmagazin seines Vaters belehrte ihn, wie die Bauern, die dort ihre Wolle verkauften, sein geträumtes Ideal der Sitteneinfalt vereitelten; ein Gang in das Comptoir, wo die Officiere auf ihre Monatsgage Anlehen erhoben, belehrte ihn, daß unter den auswattirten Coletten keine Cäsarsherzen schlugen.

„Die Ideale und die Wirklichkeit müssen getrennt werden, einst in fernen Tagen war es anders und wieder in fernen Tagen mag es so kommen," so sprach Ephraim zu sich, und diese traurigste aller halbwahren Erfahrungen schuf ihm Zufriedenheit und Ruhe.

Wenn er den Tag über an seinem Journale oder Hauptbuche, als Geschichtsschreiber und Prosaist, die laufenden Tagesbegebenheiten verzeichnet, Geschäftsbriefe jeglicher Art empfangen und beantwortet hatte, so empfing er Abends im stillen Kämmerlein die portofreien poetischen Episteln entfernter und verwandter Geister; prima vista acceptirte er die geistigen Wechsel, welche die Classiker des Alterthums oder die Schriftsteller der

Neuzeit auf ihn gezogen, er entschlug sich da der doppelten und einfachen Buchhaltung und legte die Schätze Anderer zu hohen Zinsen in dem Getriebe seines Geistes an.

So lebte er ein glückliches Leben, denn es war jene Zeit, da die Mußestunden noch in doppelten Farben schillern.

Es ist bemerkenswerth, daß Ephraim sich mit besonderer Vorliebe in die Idyllendichtung hinein lebte; gerade weil sie als rein ideell, wie er sich's dachte, seinem ganzen Außenleben so fern lag, mochte er sich um so ungestörter an ihr erquicken. Diejenigen Völker, deren Wissen von den göttlichen Dingen durch den Buchstaben überliefert wurde, sind dem freien Naturleben entfernt. Die Juden insbesondere, deren Leben im Abendland einer unter Trümmern sich hervorwindenden Vegetation glich, kannten jenes heitere Wachsen und Blühen gar nicht, und ein doppelter Zauber überglänzte Alles vor der jugendlichen Phantasie Ephraims. Der Wechsel der Jahreszeiten und der Witterungen, alles das, was im Geschäftsleben und den Schriften der Juden fast unmerklich vorüberging, bildete hier oft den Mittelpunkt des Daseins. —

Einst saß er im Wollmagazin auf einem großen Ballen, er hielt die Factura in der Hand, um Quantität und Qualität der neuangekommenen Wolle genau zu controliren; das Geschäft war langweilig, die rastlose Phantasie Ephraims schuf sich schnell zu der hier ausgekramten Wolle die Leiber der Schafe und ließ sie lustig tanzen und springen auf der grünen Trift,

Ephraim selber ward zum sorglosen Hirten, der die Syrinx blies und die schwatzhafte Echo weckte; da kam mit geflügeltem Schritte die liebliche Chloe, es war Rosa, und brachte ihm Honig und Ziegenmilch, und ihre Küsse süßer noch als Honig und ihre Worte labender noch als Ziegenmilch —

„Daß sich Gott erbarm! da liegt der Jung' und schläft. Du hättest sollen Rabbiner werden, denn du verstehst doch nichts Rechtes vom Handel," so sprach Daniel Moses, indem er seinen Sohn aufrichtete, der sich starr und verwundert die Augen rieb und eine milde Strafpredigt seines Vaters anhören mußte.

„Wenn ich den Schlüssel in meiner Comptoirthüre zum Zweitenmal herumgedreht habe, bin ich ein ganz anderer Mensch," so hatte er sich noch gestern gegen seine Schwägerin berühmt, und ihr dargethan, wie er es gefunden habe, das höhere und das gemeine Leben zu scheiden, und heute schon war diese stolze Maxime der praktischen Vernunft ins Nichts zerflossen.

Täubchen, oder wie sie sich lieber nennen ließ, Theodolinde, war die einzige Vertraute Ephraims; er glaubte in einer Art von geschwisterlichem Verhältniß zu ihr zu stehen, und enthüllte ihr sein ganzes Innere. Ephraim stand noch auf jener ersten Stufe der Mittheilungslust, wo wir uns von einem Jeden im innersten Kern verstanden und begriffen und harmonisch geeint glauben, weil er uns mit sichtbarer Aufmerksamkeit zuhört, in allgemeinen Erwiderungen unsere Mittheilungen entgegennimmt und uns oft nur dasselbe zurückgiebt, was wir vor wenigen Minuten selber ausgesprochen;

die früher oder später folgende Erfahrung, das Spiegelbild für eine wahrhafte Gestalt angesehen zu haben, ist nicht minder herb als unausbleiblich. Ephraim theilte seiner Schwägerin Alles, was er las, fühlte und dachte, nach dem frischesten Eindrucke mit. Durch dieses Aussprechen vor ihr erkannte er erst deutlich, was in ihm vorging, und glaubte deshalb durch sie zum Verständniß seiner selbst gelangt zu sein. Doppelt schmerzlich war es ihm daher, als er sich von ihr nicht in Wahrheit begriffen glaubte.

Einst sprach er ihr in überschwenglichen Worten von den hohen Schönheiten, die in der Iphigenie von Racine sich offenbarten, und wie die tiefe Tragik dieses Stoffes seine ganze Seele erfüllt hätte.

„Ja, es ist ein schönes Buch, es hat mir auch viel Vergnügen gemacht," antwortete die Angeredete heiter lächelnd; sie glaubte eine tiefe und mit den Ansichten ihres gelehrten Schwagers durchaus übereinstimmende Bemerkung gemacht zu haben. Dieser aber schauerte plötzlich zusammen indem er empfand, daß er eine große Summe nie wiederkehrender, aus der heitersten Jugend entsprossener Gefühle an eine Unwürdige verschwendet habe; seine frühere Verehrung für sie verwandelte sich fast in Verachtung. Was er mit bangem Herzklopfen und wehmüthigem Blicke gelesen, der ganze gräßliche Schmerz, der in den unglückseligen Verwicklungen der Lebensverhältnisse liegt, wie ihn der Dichter so starr und unbeugsam darstellte, Alles das war ihr nur leichtfertiges Spiel, ein bloßer Zeitvertreib! — Von Tag zu Tag wurde er kälter gegen sie; sie aber,

ohne zu ahnen, was ihn von ihr entfernte, verfolgte den schönen schlanken Jüngling mit immer feurigeren Blicken und süßeren Worten.

Täubchen, oder wie sie sich lieber nennen hörte, Theodolinde, war in ihrer Kindheit durch Zufall in eine Sphäre des Wissens hineingelockt worden, die damals außerhalb der jüdischen Kreise lag; ihre vorherrschend sinnliche Natur hatte sie nur die äußere Nothwendigkeit dieser Bildungselemente erkennen lassen; sie las die Bücher und spickte ihre Conversation mit französischen Phrasen, wie sie es in der Kleidertracht den christlichen Damen nachthat und sie in grellen Farben und in Ueberladung der Stoffe sogar überbot; sie hatte nie geliebt, auch ihren Mann nicht, sie hatte ihn nur geheirathet, und wurde von ihm mit Ergebung verehrt. Er hörte es gern, wenn ihm die Leute sagten: er sei einer so gebildeten und schönen Frau nicht werth. „Ich hab' sie doch," sagten dann seine schmunzelnden Mienen, und kneifte ihr dann die zarten Wangen so stark, daß sie ihn oft halb im Ernste einen garstigen Menschen nannte. Während sonst jedes jüdische Haus ein dermaßen offenes war, daß Jeder aus der Gemeinde nach Belieben und ohne Veranlassung kam und ging, hatte Theodolinde die Neuerung getroffen, daß man sich bei ihr anmelden lassen mußte; Viele wurden abgewiesen und Andere blieben von selbst weg.

Chajem war nicht wenig stolz auf diese Vornehmheit seines Hauses und in der Gemeinde wurde viel über Theodolinde gespottet. Der Hauptwitzbold, Heymann Lisse, sagte von ihr: „Ihre ganze Gebildetheit

besteht in weiter Nichts, als sie trägt ein Bracelett als Nasenring.“ Diese Bemerkung verbreitete sich rasch, denn sie war eben so boshaft als treffend, und ein Ausspruch des Gemeindewitzboldes war unvertilgbar. Auch Abweichungen von den jüdischen Bräuchen hatte Theodolinde durch die Ergebenheit ihres Mannes durchgesetzt, sie ging ohne Schürze aus dem Hause, ja sogar in die Synagoge, und in den Zimmern ihres Hauses hingen farbige Bilder: eine ungewöhnliche Neuerung, denn es steht geschrieben: „Du sollst dir keine Bilder machen.“ Der alte Moses Daniel schüttelte über diese neuen Moden bedenklich den Kopf, aber er wollte die überaus glückliche Ehe seines ältesten Sohnes nicht stören und schwieg.

In dem kleinen Zimmer mit den bemalten Kupferstichen saß gewöhnlich Ephraim und sprach von den Freuden seiner Seele; das Auge der Zuhörerin warf unstete Flammen, Ephraim freute sich dieser Zeichen der Aufmerksamkeit. Theodolinde machte bei ihrem jüngsten Schwager von allen leichten Vertraulichkeiten der Verwandtschaft Gebrauch, sie schalt über seinen verwahrlosten Anzug, strich ihm die Locken aus der Stirn, sie band ihm die Halskrause mit zierlicherer Schleife fest, sie faßte ihn am Kinn und lehrte ihn eine gerade Haltung; Ephraim stand bewegungslos kalt da, als müßte es dies Alles mit sich geschehen lassen, während Theodolinde ihr glühendes Auge oft starr auf ihn richtete, oft wie in stiller Trauer die Wimpern niederschlug und den Kopf neigte. Dieser Jüngling hatte ihr zuerst das Auge für das unendliche, schimmernde Reich der

dichterischen Phantasie geöffnet, durch ihn hätte sie in ein Leben, das von höheren Wünschen und Hoffnungen getragen war, versetzt werden können. Als sie einst den vor ihr sitzenden Ephraim mit beiden Händen an den Schläfen gefaßt hatte, scheinbar um seine Locken in Ordnung zu bringen, drückte sie einen Kuß auf seine Stirn; der Jüngling zitterte, seine Stirne wurde roth, er senkte den Blick, sie richtete sein Haupt auf, da traf plötzlich sein Auge ein Bild, das ihm gegenüber hing: es war von Theodolinden ungeschickt hier angebracht, denn es war Joseph und Potiphar. Wie mit himmlischer Kraft erwachten die frommen Gefühle seiner Kindheit in ihm, er bedeckte sich voll Scham die Augen, riß sich von Theodolinden los und stürmte davon.

Th:odolinde verstand es indeß bald wieder, die frühere Harmlosigkeit des Verhältnisses zu ihrem Schwager auf's Neue herzustellen und sogar zu erhöhen; sie wußte sich als unverstandenes Herz darzustellen und kramte allerlei verworrene Phantastereien aus; Ephraim empfand eine Genugthuung darin, ihr theilweise Leitung geben zu können und nur Einmal kam er auf die abgethane Verirrung zurück, indem er sich ihren „Traumdeuter Joseph" nannte.

7. Auszug aus Aegypten.

„Ueber's Jahr in Jerusalem!" — so rief Moses Daniel, indem er sich von seinem morgenländischen

Ruhebett aufrichtete, und den vollen Becher in die Höhe hob, als trinke er dem unsichtbaren Gottesgeist zu. Ephraim betrachtete still und gedankenvoll die Arabesken an seinem goldenen Becher.

Es war der erste Abend des Osterfestes. Seitdem die Sonne untergegangen war, saß oder lag vielmehr Moses Daniel singend und plaudernd auf den mit Goldbrokat überzogenen Kissen der Ottomane, die hinter dem reichgedeckten Tische stand. Vor ihm lagen, in weißen Tüchern aufgeschichtet, drei Kuchen von jenem „Brode der Armuth" (5. B. M. 16, 3), das die Kinder Israels bei dem Auszug aus dem Sklavenhause Aegypten gegessen hatten, und ein Stück unmittelbar im Feuer gebratenen Fleisches, zum Andenken an das Osterlamm. Es war ein symbolisches Abendmahl: man genoß rohen Meerrettig, zur Erinnerung an die Bitterkeiten, welche die Kinder Israels in Aegypten verschluckten; man genoß rohe in gelbliche Latwerge eingetauchte Petersilie, zur Erinnerung an den Lehm, den die Kinder Israels in Aegypten stampfen mußten. Nächst den vielen vorgeschriebenen Gebeten und Erzählungen sprach man noch viel über die Geschichte des Auszuges aus Aegypten, und Moses Daniel freute sich, der Vorschrift der Rabbinen gemäß, so inniglich, als ob er selber aus Aegypten gezogen wäre.

Am Osterabend ist jeder jüdischer Hausvater ein orientalischer König, so auch Moses Daniel. Er stand nicht auf von seinem Divan, um sich die Hände zu waschen, als man die Speisen auftrug; er ließ das silberne Waschbecken vor sich bringen, und erhob sich

kaum von seinem stolzen Sitze. Um aber nicht in Uebermuth zu verfallen, hatte Moses Daniel, nach der Weise der Chasidim (jüdische Pietisten), sein weitfaltiges weißes Sterbegewand angezogen; in solchen Gegensätzen gefiel sich die jüdische Sitte. Bereit dem Rufe des Messias zu folgen, wie die Vorfahren in Aegypten „die Hüften gegürtet, die Sandalen an den Füßen und den Stock in der Hand" (2. B. M. 12, 11), so war auch Moses Daniel zum Aufbruche gerüstet. Es konnte Grauen erregen, wenn man seine knöcherne Hand mit den geschwollenen Adern aus dem Talare hervor nach dem vollen Becher greifen sah; das kam aber Niemand, der am Tische saß, in den Sinn. Außer Ephraim, seinen drei Brüdern und seiner Schwester, saßen noch zwei Polen in schwarzseidenen Kaftanen mit Ringellocken an den Schläfen und der uns wohlbekannte Schnauzerle nebst seiner Gattin und zwei Kindern am Tische, auch die Magd des Hauses fehlte nicht. Diese erzählte während des Essens, daß schon seit gestern Abend der Sohn eines reichen christlichen Bürgers spurlos verschwunden sei; er sei noch Nachts, nachdem die Festung bereits geschlossen war, aus dem Hause gegangen, und seitdem habe man keine Spur von ihm entdeckt.

„Gott sei gelobt und gepriesen," sagte Moses Daniel, „vor Zeiten hätt' eine solche Geschichte Tausenden von Jehudim Gut und Blut gekostet. Gott sei gelobt, er hat uns das Joch der Verbannung um Vieles leichter gemacht."

„Joch bleibt Joch," entgegnete Ephraim, „ich kann

nicht Gott sei Dank dafür sagen, daß uns auf allen Wegen und Stegen Hand- und Fußschellen angelegt sind."

„Wenn du nicht still bist, so kannst du noch eine Maulschelle dazu kriegen! Für was wären wir denn in der Verbannung und hofften auf den Messias, wenn wir nicht unterdrückt wären? Gott verzeih' mir's, zerstört mir der Junge noch den heiligen Feiertag."

Der eintretende christliche Magazinknecht unterbrach die heftigen Reden Moses Daniels und die Besänftigungen der Polen.

„Man hat einen Wollsack gebracht und ihn unten im Hausflur abgeladen," berichtete der Knecht, „der Fuhrmann hat gesagt, er wolle nach den Feiertagen schon mit dem Herrn abrechnen."

„Ich wollt', ich könnte dir den Wollsack in den Rachen schieben, daß du daran erstickst," rief Moses Daniel aufspringend und die Fäuste ballend, „hab' ich dir nicht neun und neunzigmal gesagt, du sollst am Samstag und Feiertag nichts annehmen, was sich auf den Handel bezieht? Es ist, als ob alle Höllengeister in mein Haus eingedrungen wären, um Alles zu unterst zu oberst zu kehren. Hat ja der Sambatjon am Samstag und Feiertag Ruhe; ich habe keinen Feiertag und keinen Sabbath mehr, und meine Kinder, besonders mein hochdeutscher Herr Sohn —"

„Lieber Vater, du bist doch aber heute gar zu ärgerlich," sagte Veilchen, und suchte ihrem Vater, der wieder ruhiger wurde, den Wein wegzurücken.

„Es ist wahr, ich weiß nicht, ich bin heut' Abend so ärgerlich und das darf nicht sein, es muß vom

Wein kommen," sagte Moses Daniel sich ruhig niedersetzend.

Wie es das Gesetz vorschreibt, hatte jeder Tischgenosse bereits zwei Becher rothen Weines geleert. Nur aus einem hohen vergoldeten Kelche, der neben dem Hausvater stand, hatte noch Niemand einen Tropfen getrunken, und doch war, wenn die andern Becher gefüllt wurden, auch in diesen Kelch Einiges zugegossen worden. Die Sage nennt diesen Becher den des Propheten Elias, da dieser, der Vorbote des kommenden Messias, überall unsichtbar das Fest der Erlösung mitfeiert; darum steht in der Hütte der ärmsten Juden an diesem Abend ein Becher Weines für den Propheten bereit.

Nach dem Tischgebete wurden die Becher wieder gefüllt, Alles erhob sich:

„Ueber's Jahr in Jerusalem!" so rief Moses Daniel, indem er sich von seinem morgenländischen Ruhebette aufrichtete, und den vollen Becher erhob, als tränke er dem unsichtbaren Gottesgeiste zu.

Moses Daniel hielt nach jenem Rufe inne, er horchte leise auf, ob nicht vom Himmel herab ertöne der schmetternde Posaunenschall des Erlösers, der die Erde erzittern macht vor Freude und Bangen, gleich einer Braut, die mit Sang und Klang den Bräutigam heranziehen hört, der sie vor den Altar führt; er horchte leise, ob er nicht vernehme den Ruf, der ganz Israel versammelt aus allen vier Enden der Welt; Alles war stille, kein Athem wurde vernommen, nur von drüben aus der Fechtschule drangen verworrene

Klänge der Singenden und Redenden herüber: da ertönte ein Horn — Ephraim konnte sich eines bittern Lächelns nicht erwehren, es war der Nachtwächter.

Moses Daniel stemmte die linke Hand an die Augenbrauen, und beugte sein Antlitz über den vollen Becher, sein Spiegelbild blickte ihm daraus entgegen, es war keine Todtenfratze, die ihn daraus anstarrte; und nach diesem untrüglichen Zeichen, so lehrt die kabbalistische Ueberlieferung, hatte er die Gewißheit, in diesem Jahre nicht zu sterben, und konnte er noch über's Jahr die Ankunft des Messias erharren. Moses Daniel wollte sich eben ruhig niedersetzen, um den letzten vorschriftsmäßigen Becher gemächlich zu schlürfen: da hörte man an der Fechtschule die Scheiben klirren, Toben und Lärmen auf der Straße und Geheul in den Häusern. „Nieder mit den Juden! Wir wollen ihnen ihr eigen Blut zu saufen geben! Der Moses Daniel muß sterben, der hat den Fritz Posch umgebracht.“ Steine prasselten wider die Fensterladen des Zimmers, in welchem die friedliche Familie weilte; Alle schracken zusammen und wollten sich schnell vor der nahenden Gefahr retten. Auch Moses Daniel preßten sich unwillkürlich die beiden Fäuste zusammen, seine Augenbrauen zogen sich tief herein, aber schnell küßte er das offene Blatt des Gebetbuches und erhob sein Haupt, sein Auge flammte, seine hohe Stirne war wie mit Lichtglanz übergossen.

„Ruhig!“ sprach er, und seine Lippen verzogen sich in schmerzlicher Fassung, „wie Gott will; ist es sein Wille, daß wir sterben, so laßt uns als fromme Juden

sterben, in Gott, mit Gott, Halleluja! Halleluja! Hallelu El." — Wie ein Prophet stand Moses Daniel da in seinem weißen Talare, die Hände hoch zu Gott erhoben, den Psalm singend; Alle ergriff ein heiliger Schauer und unwillkürlich stimmten sie mit in den Gesang ein, selbst Schnauzerle, der sich beim ersten Tumult mit seinem silbernen Bestecke unter den Tisch verkrochen hatte, kam leise wieder hervor und machte ein sauersüßes Gesicht, indem er in den Chor einstimmte.

Die Hausthüre war erbrochen, man hörte eine Masse Menschen die Treppe heraufpoltern, die Stubenthüre ging auf, Moses Daniel sang ununterbrochen den Psalm weiter, und wie vom Zauber gebannt standen die rohen Eindringlinge, Keiner wagte einen Fuß über die Schwelle zu setzen. Nur wenige Augenblicke waren diese rohen Gemüther von der Allmacht des Heiligen gebannt. „Der Kerl hat, glaub' ich, ein gestohlenes Meßgewand auf seinem räudigen Judenleib," rief einer der Zurückgedrängten und kniff seinem Vordermann in's Ohr, daß dieser laut aufschrie, ein Gelächter entstand, und verschwunden war alle Ehrfurcht vor dem Heiligen.

„Seht," sprach der Rädelsführer, indem er auf die singende Gruppe eindrang, „seht, Jeder hat einen Becher in der Hand, hier steht ein großer, der für Niemand am Tische ist, da drin ist das Marterblut, das sie dem Fritz abgezapft haben, da, wasch' dich mit, du vermaledeiter Judas!" Er nahm den großen Kelch und schüttete den Wein Moses Daniel in's Gesicht, daß

dieser rücklings auf die Ottomane niederfiel, das weiße Gewand troff über und über wie vom Blute.

„Leben um Leben!“ rief Ephraim, indem er ein Messer ergriff, und den Missethäter an der Kehle packte, „mir nach, meine Brüder! Die Zeiten sind vorbei, wo man sich wehrlos niedermetzeln ließ; müssen wir sterben, so sollen diese Bluthunde uns voran!“

Ein furchtbares Ringen und Kämpfen, Schreien und Wehklagen entstand in der Stube, Veilchen umfaßte weinend die Kniee ihres halb ohnmächtigen Vaters.

„Halt!“ schrie Moses Daniel plötzlich erwachend. „Halt ein! Ephraim, Ephraim, willst du uns Alle tödten? Die Hand möge dir zum Grabe heraus wachsen, das Messer möge sich in dein Herz bohren, wofern du nicht abläßest von der sündhaften Gegenwehr. Christen, hier bin ich, bindet mich, nehmt mich gefangen, tödtet mich, ich will euch nicht fragen, warum thut ihr also? ich bin euch ein Jude — nur meine Kinder schonet, sie sind noch jung, sie wollen noch leben.“

Ephraim hörte seinen Vater weinen, das Messer entfiel seinen Händen, er weinte mit. Man hörte die Scharwache unten an der Thüre, die Meuterer benutzten noch den Augenblick, und steckten in die Taschen, was sie an Werthgegenständen habhaft werden konnten. Veilchen wurde von einem Frechen, der ihr die Korallenschnur vom Halse riß, fast erwürgt.

„Herrenloses Gut ist für mich auch kein Uebel,“ dachte Schnauzerle, und steckte einen vergoldeten Becher und das Messer ein, welches Ephraim hatte fallen

lassen; „das ist eine gute Waffe,“ dachte Schnauzerle, „zumal, da sie ein silbernes Heft hat.“

Noch einmal entstand verworrenes Geräusch, dann wurde plötzlich Alles still, die Scharwache trat ein.

Moses Daniel wurde von den Meuterern mehr fortgeschleppt als geführt, bis sie auf der untern Hausflur Halt machten; dort trat der Rädelsführer mit einem Messer vor, und schnitt den hier liegenden Wollsack auf. In Wolle eingewickelt lag hier die Leiche des vermißten Fritz Posch, drei tiefe Dolchwunden im Herzen; die durchschnittenen Pulsadern und Schläfe zeigten, daß er eines martervollen Todes gestorben war.

„Du hast ihm das Marterblut abgezapft für deine Ostern, du Judas!“ riefen Alle, und schlugen und stießen den alten Mann, der ohne ein Wort zu erwidern, Alles geschehen ließ. Noch mit seinem Sterbegewande bekleidet, wurde er als Mörder in das Gefängniß geworfen. —

Der Sommer war gekommen und verschwunden, Herbstnebel lagerten still auf der Erde, aus den Kerkerwänden quollen Tropfen hervor gleich Thränen, Moses Daniel saß still zusammengekauert in seinem Gefängniß, er hatte keine Thränen mehr, er hatte keine Gedanken mehr, denen er nachhängen mochte, Alles schwomm wirr und chaotisch in ihm zusammen; nur bisweilen bewegten sich seine Lippen wie zu einem leisen Gebete, er lugte zu seinem Fensterchen hinaus, nur um die Sonnenwende zu beachten, und dann das übliche Gebet zu sprechen. Alle Drangsale eines Kerkerlebens und peinlichen Verhörs hatte er ertragen, selbst die Schrecken

der Folter waren ihm nicht fern geblieben; zwar hatte Friedrich II. alsbald nach seinem Regierungsantritt diese mittelalterliche Barbarei abgeschafft, aber es war in einer geheimen Cabinetsordre an die Behörden geschehen, das Volk erfuhr nichts davon. Als Schreckmittel konnte die Androhung der Tortur noch immer angewendet werden, und that gute Dienste; bei Moses Daniel indeß war es vergebens, da zwar Inzichten, aber auch nicht das entfernteste Geständniß vorlag. Er hatte den mit gräßlichen Verwünschungen gestachelten Judeneid geleistet, wobei er nach dem Herkommen die Brust entblößen und barfuß auf einer Schweinshaut stehen mußte, aber gestehen konnte er nichts, und so zog sich die Untersuchung in die Länge.

Moses Daniel hatte einen Bruder mit Namen Abraham, dieser war ein gescheiter und welterfahrener Mann. „Mit Gold kann man jedem noch so großen Schreihals das Maul stopfen, und wenn man mit Dukaten läutet, fangen die Stummen an zu beichten," pflegte er zu sagen, und seine Lebensregel bewährte sich auch im vorliegenden Fall; es gelang ihm nach und nach seinem Bruder alle möglichen Bequemlichkeiten zu verschaffen, ja sogar seine Freiheit hätte er erwirkt, wenn die Richter sich nicht vor der Schande der offenbaren Bestechung gefürchtet hätten. Abraham setzte daher öffentlich eine große Summe Geldes für denjenigen aus, der von dem Mörder des Fritz Posch auch nur eine Spur angebe.

Eines Abends trat ein alter Bettler, in einen zerrissenen Soldatenmantel gehüllt, zu Abraham ein und

verlangte mit ihm allein zu sein. Abraham betrachtete den Bettler mit forschenden Blicken, auf dem Haupte trug er eine bunte Zipfelmütze, die er nicht abthat, weil sein haarloser Schädel durch Wunden entstellt sei, ein großer weißer Schnurrbart bedeckte fast den ganzen unteren Theil des Gesichtes, gegen dieses Alles stachen die frischen blauen Augen mit den hellen Glanzlichtern sonderbar ab. Abraham befahl indeß seiner Frau und seinen beiden Kindern hinaus zu gehen. Nach vielen Versprechungen und Betheurungen erzählte nun der Bettler keuchend und mit beengter Brust: der Mörder des Fritz Posch sei der Leinweber Leneke in den Hinterhäusern, der seit einiger Zeit zu den Frommen, zu den „Stillen im Lande" gehöre; jener Fritz sei „in allen Ehren" der Geliebte von Leneke's Frau gewesen, aber aus Eifersucht habe ihn Leneke erstochen und die Leiche in das Haus des Juden praktizirt. Leneke habe dann „in allen Ehren" von der allgemeinen Dispens des Königs Gebrauch gemacht, und sich von seiner Frau scheiden lassen. Abraham fragte, ob der Bettler, da er durchaus kein persönliches Zeugniß ablegen wollte, denn kein Zeichen oder bestimmtes Merkmal habe; da gab ihm der Bettler einen silbernen Ring mit den Worten: „Nach diesem wird er's gewiß nicht läugnen können."

Abraham ging in das Nebenzimmer, man hörte ihn leise sprechen, der Bettler stand rasch auf und horchte, Abraham kam mit einem großen Geldsacke heraus und zählte mehrere hundert Thaler auf den Tisch, der Bettler streckte eine überaus kleine Hand aus dem

Mantel, um die blinkende Münze zusammenzuscharren; Abraham ging voll sichtbarer Ungeduld das Zimmer auf und ab, stellte sich seitwärts an das Fenster, schaute nach der Straße und behielt den Bettler dabei im Auge; dieser hatte das Geld eingesackt und wollte eben gehen, da sprang Abraham vor, zog eine Pistole aus der Tasche und faßte den Bettler an der Kehle, der Schrei erstarb dem Bettler auf der Zunge, zitternd wand er sich unter den Händen Abrahams, da ging die Thüre auf, „Jesus Maria! die Polizei!" rief der Bettler, aber mit gellender weiblicher Stimme; Abraham riß dem Vermummten die Mütze vom Haupt und schöne blonde Locken quollen hervor, er riß den Schnurrbart von der Lippe, ein schönes weibliches Gesicht enthüllte sich; die Gerichtsdiener erkannten sie als die Frau Leneke, die, seit sie von ihrem Manne geschieden war, als Comödiantin in den benachbarten Städten umherzog; sie wurde verhaftet, ebenso ihr ehemaliger Gatte, der seine That bald eingestand; er wurde zum Tode verurtheilt, Frau Leneke nach mehrmonatlicher Haft Landes verwiesen; Moses Daniel ward in Freiheit gesetzt.

„Auch gut," sagte Moses Daniel mit einem schweren Seufzer, als er zum Erstenmal wieder in seinem Lehnsessel saß, und seine Familie um ihn versammelt war, „Kinder, laßt uns auch gut sagen, es hätte ja noch viel schlimmer gehen können. Der Herr läßt mich hienieden für meine Sünden büßen, damit ich drüben der reinen Seligkeit desto theilhafter werde; Dank und Preis ihm, daß er mir Ruhe und Freiheit wieder gegeben." —

Moses Daniel genoß der Freiheit — wenn man diesen heiligen Namen auf den schutzlosen Zustand eines Schutzjuden anwenden darf — nur noch kurze Zeit. Am ersten Sabbath ließ er sich von seinen Söhnen nach der Synagoge führen und sprach dort vor der versammelten Gemeinde den Segen über die Thorah und Alle die es hörten, weinten vor Rührung, und wie er selber schluchzte, tönte da und dort ein Schluchzen aus der Gemeinde, als Moses Daniel hierauf das übliche Dankgebet gegen Gott für die Rettung aus der Todesgefahr sprach. Am meisten aber weinte Ephraim, er fühlte jetzt zum Erstenmal vollauf, was der Tod sei und er sah seinen Vater als einen vom Tod Erstandenen und küßte ihm die Hände, als er wieder in seinen Betstuhl zurückkehrte.

Noch ein anderes Ereigniß bewegte kurze Zeit darauf das Herz unseres Ephraim tief. Es war der Tag, an dem der Webermeister Leneke hingerichtet wurde. Im Hause Moses Daniels war an diesem Tage ein Bangen und eine stumme Trauer, es war als hörte man das Todesschwert sausen, das über dem Haupte der Familie geschwungen war, das die göttliche Gerechtigkeit abgewendet und nun aber doch ein Leben zum Opfer heischte. Es war als erfüllte sich an dem Hause auf's Neue jene wunderbare Fügung in Aegypten, da der Würgengel an den mit dem Zeichen des Blutes vom Osterlamme kenntlich gemachten Wohnungen schonend vorüberschritt. Moses Daniel fastete vom Morgen bis zum Abend und sprach unaufhörlich leise vor sich hin die für den Versöhnungstag vorgeschriebenen Gebete.

Niemand durfte das Haus verlassen und Ephraim ward tief ergriffen von der Erzählung des christlichen Dienstknechtes, daß der Kopf Leneke's der hundertste sei, der mit dem Richtschwerte abgeschlagen wurde und daß es der Angstmann nun zur ewigen Ruhe stellen müsse.

Moses Daniel verließ den ganzen Winter das Bette nicht mehr; Ephraim mußte ihm in allen Freistunden aus den heiligen Büchern vorlesen, und wenn er dann aus Müdigkeit einschlief, zog Ephraim schnell ein profanes Buch aus der Tasche und las für sich weiter; da lagen dann Boccaz's oder Ariost's verliebte Geschichten auf den offenen Blättern des Thalmuds, und das Röcheln und Schlafreden des Kranken erschien oft wie dämonisches Protestiren gegen solche Genossenschaft, daß Ephraim schaudernd zusammenschrack und das Buch zuschlug, aber bald öffnete er es wieder lächelnd und las ruhig weiter. Ein zehrendes Fieber rieb allmälig das Leben Moses Daniels auf. —

Der erste Osterabend war wieder gekommen, der Tisch war reich gedeckt, zahlreiche Lichter verbreiteten festliche Helle. Moses Daniel befahl, daß man ihm sein Sterbegewand anziehe, und ihn hinaustrage auf die goldbrokatne Ottomane; er wollte noch einmal zu Throne sitzen als König in seinem Hause. Die üblichen Lieder wurden gesungen, Moses Daniel lag auf seiner Ottomane und summte leise mit, es war heute nicht orientalischer Königsstolz, daß er sich nicht aufrichtete; ihm gebrach die Kraft dazu, aber nach dem Tischgebet raffte er alle seine Kraft zusammen, und unterstützt von Ephraim und Nathan gelang es ihm, sich aufzu-

richten, er faßte den Becher, hob ihn in die Höhe, als tränke er dem unsichtbaren Gottesgeiste zu: „Ueber's Jahr in Jerusalem!" rief er mit mächtiger Stimme; er stemmte die Hand an die Stirne und sah in den Becher — der Becher entfiel seinen Händen. —

Wieder war das Sterbegewand vom Weine geröthet, wieder sank er leblos auf die Ottomane zurück, wie im vorigen Jahr zur selben Stunde, aber diesmal erwachte er nicht wieder. Nach wenigen Stunden trauerte man nur noch um den todten Moses Daniel. — —

8. Theilung und Zerstreuung.

Wenige Wochen nach der Beerdigung Moses Daniels saß die ganze Familie im elterlichen Hause. Die Theilung war beendigt, die Fremden waren fortgegangen, nur die vier Brüder, ihre Schwester und Täubchen-Theodolinde saßen da, ein Jedes hatte goldene Becher, Geschmeide und dergleichen vor sich stehen, denn Moses Daniel hatte fast ein Dritttheil seines Vermögens in beweglicher Habe, da er, die Ankunft des Messias treuherzig und aufrichtig hoffend, stets marschfertig sein wollte; aus diesem Grunde hatte er auch kein Testament hinterlassen.

Die Dämmerung warf ihre Schatten in das Zimmer, eine linde Frühlingsluft strömte durch das offene Fenster; Alles war still.

„Brüder," begann Ephraim, „die Theilung ist vollzogen, wir aber wollen uns nicht theilen." —

„Ich bin auch dafür, daß wir das Geschäft unter gemeinschaftlicher Firma fortführen," — bemerkte Chajem.

„Ich rede jetzt nicht vom Geschäft," fuhr Ephraim fort, „der Vater, um den wir uns zusammen einfanden, ist nicht mehr; sollen wir nun dahingehen, ein Jeder seinen Weg, und soll kein Sammelplatz mehr uns einen? Was ist der Mensch, und der Jude insbesondere — der ausgeschlossen ist von allem Staats- und Völkerleben — ohne die Seligkeiten der Familie? Darum laßt uns sein Ein Herz und Eine Seele; alljährlich am Sterbeabend unseres Vaters wollen wir uns hier versammeln mit unsern Weibern und Kindern, und keinen Groll in uns aufkommen lassen. Die Religionsfeste haben ihre Weihe für Manche verloren, wir wollen sie wieder gewinnen durch Familienfeste."

Die Brüder drückten sich warm die Hände ohne ein Wort zu reden. Veilchen fiel ihrem Bruder Ephraim um den Hals, küßte ihn und weinte.

Eine Pause trat ein, kein Laut wurde vernommen, aber im Innersten pflog ein Jedes traute Worte und Zeichen mit dem Andern. Solche Auftritte scheinen nur auf der höchsten oder auf der niedersten Bildungsstufe den Zeitraum von mehreren Minuten überdauern zu können, auf einer Mittelstufe tritt alsbald die Reflexion hinzu, dann heißt es nach den Worten der Schrift: „und sie sahen, daß sie nackt waren, und sie verbargen sich;" man schämt sich nicht selten der seelischen Nacktheit und so kommt es dann, daß die rührendsten Momente oft in ihr Gegentheil überschlagen.

„Das schönste Kleinod," begann Ephraim, „der Talisman, der ihm alles Ungemach des Lebens verschönte, den hat der selige Vater leider auf Niemand von uns vererbt, ich meine seinen Wahlspruch: auch gut."

„Diese optische Lebensansicht gehört aber auch in das rayon der préjugés," bemerkte Täubchen-Theodolinde geistreich lächelnd.

„Sie wollten optimistische Ansicht sagen," entgegnete Nathan, „ich bin auch nicht für dankbaren Gehorsam gegen den gestrengen Herr Gott, und frage oft: wozu diese furchtbaren Plagen?"

„Daß wir das Erlösungsbedürfniß in uns wach erhalten," antwortete Ephraim, „und der messianischen Zeit harren, wo Vernunft und Menschlichkeit herrschen."

„Ich sehe aber gar nicht ein, warum wir die Narrthierer des Judenthums sein sollen?" bemerkte Chajem. Ein Gelächter entstand, das Nathan durch die Worte zu beschwichtigen suchte:

„Du wolltest wohl Martyrer sagen und hast gewissermaßen Recht. Was verpflichtet, ja ich frage noch weiter, was berechtigt mich, die mir eingebornen Anrechte auf Lebensgenuß und Lebensfreude, auf freie Wirksamkeit und Anerkennung, dem ruhelosen Gespenste eines alten Glaubens zu opfern? Habe ich nicht das Recht, ja sogar die Pflicht, mich aus diesen Ketten zu befreien, bieg's oder brech's? Ich bin auf der Welt, um sie zu genießen, die Religion ist meinetwegen da, ich nicht ihretwegen; um wahrhaft leben zu können, muß man sich darum der herrschenden Kirche zuwenden?"

„Der herrschenden," rief Ephraim, „das ist das wahre Wort, du bist doch noch ehrlich genug, es auszusprechen. Herrschen! das ist den Selbstlingen die allein selig machende Kraft der Kirche. Ich müßte mich selber verachten, ich müßte mein innerstes Dasein und Denken verletzen, wenn ich aufhörte ein Jude zu sein, wenn ich mich zu einem andern Bekenntniß wendete, an das ich nicht glaubte; wenn ich den heiligen Orgelklang der Kirchen mir zur Tanzmusik umsetzte, um eine fröhliche Lebensmenuette darnach zu tanzen. Zur selben Stunde aber, da ich erkennen würde, daß das Judenthum mich an der Erfüllung irgend einer Menschen- und Bürgertugend hinderte, würde ich hineilen in die Kirche, und meinen Mund nicht schließen und meine Knie nicht erheben, bis ich erlöset wäre; so aber kann mir das Judenthum alle Menschen- und Bürgertugenden so gut als jede andere Religion verleihen, und hat es sogar seit Jahrtausenden die seltene Kraft des Duldens über uns ausgeströmt; nur menschliche Satzungen, in ihm und ihm gegenüber aufgestellt, haben ihm den frischen sonnigen Lebensplan versperrt; ich bin stolz darauf, ein Jude, der Unterdrückten Einer zu sein, ich liebe das Judenthum" —

„Diesen Judenstolz wirst du doch nicht auch eine Tugend nennen?" fragte Nathan, „dieses ewige selbstgefällige Leidtragen und sich selber Bemitleiden ist eben auch Eitelkeit und Gefallsucht, wie ich eine Schöne kannte, welche die Trauertracht sehr gut kleidete und die daher ihr Leben lang um ihren Bruder trauerte, den sie nicht einmal geliebt hatte. Du liebst das

Judenthum? — Warum? Liebtest du unsern alten Lehrer, der uns Schläge gab, ob wir das Pensum gelernt hatten oder nicht? Ueberhaupt hast du eine gar sonderbare Streitweise, du kehrst deinem Gegner den Rücken und führst deine Hiebe nach einer andern Seite, wo dein Gegner gar nicht steht. Ich sagte ja —"

„Du hast mich auch meine Rede nicht vollenden lassen," unterbrach ihn Ephraim. „Ich bin allerdings kein Jude in dem Sinne, daß ich die aberwitzigen Mährchen glaube, oder auch nur schön finde, wie auch Hunderttausende von Christen in dem Sinne keine Christen sind; ich kann und will aber im Judenthum verharren, weil auch innerhalb seiner Grenzen die Möglichkeit und Gelegenheit gegeben ist, zur Vorbereitung auf das wahre und allgemeine messianische Reich der Vernunftreligion. Ehe und bevor diese —"

„Vernunftreligion?" lachte Nathan, „bist du auch Einer von den Goldmachern, die der Natur in's Handwerk pfuschen wollen? Vernunftreligion! Es giebt eben so wenig eine Vernunftreligion als eine Vernunftliebe. Warst du schon einmal verliebt? Man ist verliebt, man weiß nicht warum und wie, so ist auch der Religiöse; er glaubt und weiß nicht, warum und wie so? Sobald Dieser oder Jener nach dem Warum fragt, ist Jener kein rechter Verliebter und Dieser kein Religiöser mehr. Die Religion etablirt sich a conto suo und nicht a conto der Vernunft. Gesetzt aber, man könnte am Wasser Feuer anzünden, das heißt gesetzt, es gäbe eine Vernunftreligion, oder eine mit der Vernunft übereinstimmende Religion — wie doch einer eben so gut

in ein reiches und schönes Mädchen verliebt sein kann, als in ein armes und häßliches — diese neue Religion mit der doppelten Buchhaltung ist doch noch nicht da. Ich weiß wohl, die Aufgeklärten sagen: bei uns kann sich einstweilen Jeder seine Religion selber machen. Ich sag' aber: nicht Jeder ist ein Schneider und nicht Jeder kann sich nach seinen Schneidergedanken selber kleiden wie er will; darum bestellt man sich seine Kleider, wie es Mode ist, bei dem der die Sache betreibt. Und so geht's auch mit der Religion."

„Du hast Recht," sagte Ephraim lächelnd, „die Tracht bei dem gemeinen Volke und die von Tonangebenden ausgehende Mode bei den Gebildeten ersetzt den mangelnden persönlichen Geschmack, und im Gebiete des Glaubens die persönliche Ueberzeugung."

„Du hetzest mir mein Gleichniß zu Tode," entgegnete Nathan wegwerfend. „Ich sage noch anders: soll ich, wenn ich Leibeigener bin und frei werden kann, es nicht annehmen, weil ich warten will, bis in tausend Jahren vielleicht eine Republik zu Stande kommt? Ich würde, wenn ich Katholik wäre, ohne Bedenken Protestant werden, weil ich's für freier und gescheiter, wenn auch nicht für das Freieste und Gescheiteste halte; eben so gut darf ich, wenn ich ein Jude bin —"

„Ich bitte dich um Gottes willen, sprich's nicht aus," schrie Ephraim, „also du hältst es auch moralisch für keine Sünde, dich zu Etwas zu bekennen, woran du nicht glaubst?"

„Wenn ich mir wohl sein lasse, ohne einem Andern dadurch wehe zu thun, so begehe ich damit keine Sünde.

Ich weiß, ich fall' um fünfundzwanzig Prozent, wenn ich Christ werde; wenn ich heute heirathen will, bin ich unter den Juden im Ansehen Einer von den Ersten, unter den Christen hab' ich lang zu thun, bis ich einer der Mittelmäßigen werde, aber dennoch, was soll mir Ehre und Gold, wenn ich nicht heraus darf aus der Judengasse?"

„Je vous assure, daß ich diese Ansicht schon längst gegen meinen Mann decouvrirt habe, nicht wahr, Mäuschen?" so sprach Täubchen-Theodolinde und streichelte mit der linken Hand ihrem Mann, der über das Gelächter, das er vorhin erregt hatte, ganz verstimmt war, schmeichlerisch das Kinn; in der andern Hand hielt sie einen überaus reichen Perlschmuck, der ihr aus der Verlassenschaft Moses Daniels zugefallen war. „Sie sind ein coulanter Weltmann und haben einen esprit, der Dracheten steigen läßt," fuhr sie fort, „man ist ja nur einmal auf der Welt, warum soll man sie nicht genießen? Ich sage es immer: enfin, was kommt bei all' unserm Erwerb heraus? Ich trage schönere Blondenhauben, als die Frau des Maier Lippmann. Ich bin gewiß nicht proportiös, aber wir haben Geld und Bildung, wir können und dürfen uns sehen lassen und uns in anderen Cercles bewegen. Dieses schöne Perlentedeum —"

Ein schallendes Gelächter unterbrach Täubchen-Theodolinde, die verwundert um sich sah und die Lippen noch heftiger als sonst einkniff; ihre Augen ruhten fragend auf ihrem jüngsten Schwager.

„Wie nannten Sie diesen Schmuck?" fragte dieser schalkhaft.

„Nun, ein Perlentedeum," war die Antwort, die mit noch größerem Gelächter aufgenommen wurde. Täubchen erhob sich, steckte das Perlendiadem zu sich und entfernte sich mit ihrem Manne schnell ohne Abschiedsgruß.

„Laß sie gehen," sagte Nathan, „der Baum der Erkenntniß, von dem diese gegessen hat, ist ein Purzelbaum; die möchte nur ihre kauderwelsche Garderobe vor der Frau Hofräthin und der Frau Majorin brilliren lassen."

„Ich sehe nicht," erwiderte Ephraim, „welches Recht man hatte, darüber zu spotten; der Stoff verändert nichts, es ist dasselbe, ob man dergleichen oder eine auf Reisen erworbene Lebensroutine mit dem Siegel der allgemeinen Anerkennung gestempelt wissen will."

„Ich bin nicht so studirt wie du, aber ich kann dir doch was sagen," entgegnete Nathan, zog seine Uhr aus der Tasche, hielt sie in der Hand und fuhr fort: „Siehst du, auf die Sekunde hin so viel als hier der Zeiger angiebt, ist jetzt auch auf der Thurmuhr der Elisabethenkirche. Warum? Ich richte die meinige darnach. Vielleicht geht aber meine Taschenuhr genauer als die Thurmuhr? Kann sein, aber wenn andere Leute Mittag haben, will ich auch Mittag haben. Ich weiß wohl, die Aufgeklärten sagen: das recht verstandene Judenthum sei weiter voran als das Christenthum; ich kann aber auch keine Uhr brauchen die vorgeht, so wenig als eine, die nachgeht."

„Ich verstehe dein Verlangen nach Einheit mit der Welt," ergänzte Ephraim „und in dem Streben nach

äußerlicher Anerkennung liegt auch das große und erhabene Bewußtsein, sich mitten im schaffenden Geiste der Geschichte gehalten zu fühlen, mit jener unendlichen Zahl strebender Geister in Eins verschlungen zu sein, mit ihnen zu arbeiten und zu feiern" —

„Ja, das fühlte ich auch einst," sagte Veilchen, die nebst ihrem Bruder Maier bis jetzt still und aufmerksam der ungewohnten Unterredung zugehört hatte, als ich auf Pfingsten vor zwei Jahren zu unserer verstorbenen Tante nach Glogau reiste. Es war gerade Sonntag Morgens. Wir waren nicht weit von Glogau auf einer Höhe angelangt, noch nie hatte ich einen so herrlichen, frisch athmenden Morgen genossen, die Sonne stand in ihrer vollen Pracht am blauen Himmel, an dem kein Wölkchen zu sehen war, Alles schimmerte und glänzte rings umher; eine feierliche Stille schwebte über der unendlichen Ebene mit ihren Wiesen, Wäldern und Dörfern, und hier und dort kletterte eine Lerche auf ihren Tönen empor, bis wo das Auge sie verliert, als ob ein magischer Zug sie hinanzöge zum Himmel. Da ertönte plötzlich die Morgenglocke von dem Kirchthurme eines nahen Dorfes, eine andere, eine dritte erwiderte, zehn, zwanzig, von allen Seiten, von fern und nah stimmten ein, über der ganzen Ebene flossen die Tontropfen wie zu einem heiligen Strome zusammen, es war als ob Millionen Friedensengel sich auf diesen Tönen wiegten und Ruhe, Friede und Freude über die ganze Erde ausbreiteten, Alles war so heilig, kein Wagen rollte, kein Lastträger keuchte unter seiner Last, überall war Klang und Licht und

Glanz; wie mit leisem Flüstern neigten die Blumen ihre Häupter und beteten, ein heiliger Schauer durchrieselte mein ganzes Wesen. Ach, sprach es mir im Herzen, die glücklichen Christen! Ihnen ist das Himmelreich, denn sie haben den Himmel auf Erden; solch ein Fest, das die ganze Erde mitfeiert, wo uns die heilige Stille auf den Straßen, die freudigen Mienen arbeitsloser und schöngeschmückter Menschen offenbaren: heute ist Sonntag, wie beseligend muß das sein! Ein jüdisches Fest, das die Männer nur in den feuchten Mauern der Synagoge, und die Frauen nur in der Küche begehen, wie eng und gedrückt ist das! o wäre ich als Christin geboren, wie glücklich wäre ich!" Wir kamen durch das Dorf; heiter und geschmückt, mit frischen Blumensträußen an der Brust und das Gesangbuch in der Hand, gingen die Bauernmädchen nach der Kirche. Wie mit Zauberbanden hielten mich die Töne der Orgel an der Kirche fest, sie brausten und zitterten mir durch alle Adern und erfüllten mich mit unnennbarem Schauer, ich fühlte die Gluth meiner Wangen erst als ich die Thränen von ihnen abwischte. O Gott! warum hast du mir keine Kirche gegeben, in der ich dich in tiefer Zerknirschung anbeten und mich zu dir erheben darf. Was kümmern mich die Satzungen der Priester, warum hast du mir selber die Pforten deiner Synagoge verschlossen? So betete und eiferte ich, und seitdem kann ich an keiner Kirche vorübergehen, ohne daß der dröhnende Orgelklang mir Seufzer und Thränen auspreßt. Wenn ich des Sonntags ein Christenmädchen aus der Kirche kommen sehe, das schwarz

eingebundene Gesangbuch mit dem darauf liegenden gebügelten weißen Taschentuch an die Brust gedrückt, wie es so still und zufrieden einherschreitet, ach Gott! Da bin ich leider so schlecht, daß ich fast nur Neid empfinde. — Wie schön es ist, wenn Alles zusammen ein Fest feiert, das haben wir wieder an den letzten Pfingsten gesehen, da unsere Feiertage mit denen der Christen zusammentrafen; ich überredete mich, die Glocken läuteten auch für uns, Alles war so schön."

„Wehe! Wehe! der Vater ist todt!" schrie Maier, sich erhebend, leichenblaß und zitternd. „Weh! wenn du nicht todt wärest, alter ehrwürdiger Vater, du würdest jetzt vor Gram sterben, oder deinen abtrünnigen Kindern die Zunge aus dem Halse reißen. Ich ließ euch Alle ausreden, ich kann nicht mit euch streiten; ihr habt viele gottverfluchte Bücher gelesen." Er ergriff ein auf dem Tische liegendes Messer und schwang es wie zum Angriff, Alle schracken zusammen. „Wüßte ich," fuhr Maier fort, „daß nur eine Ader von euch, daß nur ein Wort von euren Gedanken in mir haftete, ich würde sie mit diesem Messer ausschneiden und ausgraben wie faules Fleisch; ich streite nicht mit euch, ihr wißt mehr als ich, aber so viel weiß ich, daß wir in einer furchtbaren Zeit leben, sonst müßte Gott der Herr seiner Erde befehlen, daß sie ihren Rachen aufthue und euch verschlinge wie Korah und seine Rotte. Wer hat euch zu Männern gemacht, zu Herren und Richtern (2. B. M. 2, 14.) über die jüdische Religion? Dürfen hier in dieser Stube solche Reden geführt werden, und fürchtet ihr den Schatten unseres todten

Vaters nicht? Ich sage noch mit seinem Wahlspruch: auch gut. Gelobt seist du, Gott, Herr der Welt, daß du unsern Vater so schnell zu dir genommen, daß er den Abfall seiner Kinder nicht mehr erleben sollte. Ich gehe in die Synagoge zum Nachtgebet, um unserm Vater das Kadisch (Seelenmesse) zu beten."

Die Stimme Maiers zitterte, er verließ das Zimmer, die drei Geschwister saßen in der Dunkelheit einander stumm gegenüber.

„Licht! Licht! Veilchen, laß Licht bringen," rief endlich Nathan, „ich lasse mir durch dergleichen Geschichten das Concept nicht verwirren. Das Traurigste bei dem Uebertritt ist immer, daß, wie bei dem Auszuge aus Aegypten, die Uebertretenden selbst in doppelter Beziehung zuerst in der Wüste absterben und nicht in das gelobte Land kommen; erst dem zweiten Geschlechte ist dies wahrhaft vergönnt."

Niemand erwiderte Etwas hierauf. Ephraim stand auf und schritt einigemal nachdenklich durch das Zimmer.

„Ich möchte nur wissen," sagte er, „wie wir auf dieses Gespräch gekommen sind und es auf diese Spitze getrieben haben, es hat so friedlich begonnen und so feindlich geendet."

Auch er verließ das Zimmer, bald darauf ging auch Nathan, nur Veilchen blieb allein und weinte.

Die Geschwister waren Alle sehr verstimmt. Ephraim und Nathan hatten sich in dem Streite über ihre gewöhnliche Kraft erhoben — wie man denn immer finden wird, daß im Kampfe, im physischen wie im

geistigen, sich die Kräfte steigern und verdoppeln —; dennoch aber fühlten Beide, daß sie nicht ihre ganze Ansicht gegenseitig verfochten und nicht allseitig begründet hatten. Alles war nur halb gesprochen, und dennoch war Zwietracht daraus entsprungen; dies Gefühl war das peinigendste. Chajem und Maier waren jeder auf seine Weise verletzt und gekränkt, Veilchen glaubte ihr Innerstes wieder einmal enthüllt zu haben, ohne verstanden worden zu sein.

Kein Osterabend versammelte die Geschwister mehr um Einen Tisch, das Band, das Ephraim um sie schlingen wollte, war bald zerschnitten.

9. Neue Bekanntschaft.

In der Brodyer Synagoge war dreißig Tage lang das Betpult Moses Daniels umgestürzt; Niemand durfte diesen Platz betreten, denn die Kabbalah lehrt: von der Sterbestunde an kommt dreißig Tage lang die Seele des Verstorbenen, Morgens, Abends und Nachts, wenn die Gemeinde versammelt ist, in die Synagoge, stellt sich auf ihren gewohnten Platz, und betet mit. — Das zweite Zeichen von dem Tode Moses Daniels war eine von frommen Frauen gefertigte Wachskerze, die vor der heiligen Lade brannte; jedesmal, noch ehe die eine Wachskerze abgebrannt war, wurde die andere angezündet; so unterhielt man dies „Seelenlicht" während des ganzen Trauerjahres.

Es war am Freitagabend nach den ersten dreißig

Trauertagen, Ephraim, Nathan und Chajem traten in die Synagoge, mit einem Putze, den diese Mauern noch nie gesehen hatten; Maier war in einer anderen Synagoge. Die Brüder stellten sich auf den Platz ihres Vaters; ein Gezischel und Geflüster entstand unter den Versammelten, denn die drei Brüder trugen — Zöpfe, und wer einen Zopf trug war ein „Neumodischer," was gleichbedeutend war mit Abtrünnigem, Freigeist und Gottesläugner. Während des leisen Gebetes, bei welchem alle Versammelten nach Osten gekehrt standen, wo die heilige Lade ist, hörte man die dort brennende Kerze ganz ungewöhnlich stark knistern und prasseln; ein leises Gemurmel entstand, die Versammelten deuteten Alle auf die drei Brüder. Nathan stand lächelnd da, Chajem glotzte blöde drein, nur aus Ephraims Blicken sprach Nachdenken und innerliche Erregtheit; weil sich hier die kahle Orthodoxie auf eine märchenhafte Weise offenbarte, ließ er sich gern davon erfassen, er machte sich gern glauben, daß das Seelenlicht seines Vaters gegen die modischen Neuerungen der Kinder Einsprache kundgebe. Dieser Glaube war ja so zauberhaft schön. Hier zum Erstenmal empfand er die Schwere, die die Folgerichtigkeit eines überzeugungsgemäßen Thuns mit sich bringt, und die minder starke Charaktere in Zwiespältigkeit versetzt.

Als man endlich die Synagoge verließ, umgab die Gebrüder Kuh ein allgemeines Murren, Niemand dankte ihrem Gruße; plötzlich hörten sie eine Stimme, die ihnen spottend nachrief: „Kuhschwänz!" es war die Stimme des Heymann Lisse, der, obgleich selber der

Freidenkerei zuneigend, doch den Muth zur Ausführung nicht hatte und auch gegen seine eigene Partei einen Witz nicht unterdrücken konnte. Kaum hatte die Menge die feindliche Losung vernommen, als Alle lachend und spottend den drei Brüdern „Kuhschwänz! Kuhschwänz!“ nachriefen. Vor Thätlichkeiten waren die Verfolgten durch ihren Reichthum gesichert; sie flüchteten sich vor dem Hohn in ihr nahegelegenes Haus.

Sonntags darauf wurden die drei Zopfbrüder vor den Rabbinen beschieden; trotz aller Ermahnungen blieben sie bei ihrer neuen Frisur. Der Rabbine war zu duldsam, um deshalb eine Kirchenstrafe zu verhängen, aber der erste öffentliche Riß, der die Brüder von den Sitten und Gewohnheiten der Gemeinde trennte, war hierdurch geschehen.

Man könnte sich vielleicht wundern, daß die jüdische Orthodoxie nicht nur eine Magen- sondern auch eine Kleiderordnung vorschreibt; aber dem folgerechten Zusammenhange der geistlichen Herrschaft, jüdischer wie christlicher, ist nichts zu gering, über das sie nicht ihr Netz ausbreitete. Die polnisch-deutsche Orthodoxie hatte eine Regel, nach welcher sie viele Dinge verbot, nicht weil sie an sich gesetzwidrig, sondern weil sie die Sitten der nichtjüdischen Nationen waren, durch deren Annahme die starre Absonderung aufgehoben und ein Anschluß vorbereitet werden konnte. Zu diesen Vorposten, die das eigentliche Lager deckten, gehörte auch die Kleiderordnung. War der Mode und dem Weltleben ein Einfluß gestattet, suchte man sich in Kleidung und äußerer Sitte mit den Nationen zu vermischen, unter

denen man lebte, so verlor der Jude seine isolirte Stellung, und es war nicht zu ermessen, wie weit der Geist der Neuerung eindringe.

Ephraim suchte indeß sich nicht nur die äußeren Bedingungen der Weltbildung anzueignen, er strebte nach dem Innerlichen, Geistigen; eine eigenthümliche Leidenschaft entwickelte sich bei ihm. So lange Moses Daniel lebte, hatte Ephraim sich nur wenig auf den Handel bezügliche Bücher kaufen dürfen; jetzt, im freien Besitz eines großen Vermögens, war sein erster Gedanke, eine ausgesuchte Bibliothek anzulegen. Mit einer wahren Gier suchte er diesen Plan auszuführen, so daß unter den Breslauer Juden das Witzwort von Heymann Lisse umlief: Ephraim sei von der Schafwolle auf das Schweinsleder gerathen.

Man fand bei den Juden sonst selten, daß ein Begüterter eine gewisse Liebhaberei pflegte und namhafte Summen dafür aufwendete; der vorherrschend praktische Sinn, der Mangel an jener Sorglosigkeit und Freiheit, sind die Grundursachen hiervon. Die Juden konnten, seitdem sie aufgehört hatten, eine Nation zu sein, den ununterbrochenen Besitz nicht auf drei Menschenalter zurückführen; der Erwerbende hat aber selten innere und äußere Befähigung, auch der frei Genießende zu werden; das neu erworbene Besitzthum hat noch eine unruhige Beweglichkeit, die wie von selbst zum Weiterarbeiten drängt.

Die Bücherliebhaberei Ephraims verursachte unter den Breslauer Juden viel Gerede; man erklärte sie allgemein für wahnsinnige Verschwendung, und die

Väter und Mütter waren nicht mehr begierig, den reichen Jüngling zu ihrem Eidam zu gewinnen, denn jetzt, wo ein weitaussehender Krieg ausgebrochen war, hatte das baare Geld doppelten Werth.

Ephraim war bei einer großen Bücherversteigerung, er hatte schon über hundert Thaler ausgegeben. „Martialis epigrammata,“ schrie der Ausrufer, und lobte die schriftlichen Anmerkungen des gelehrten Erblassers.

„Sechs Thaler!“ antwortete leichthin ein junger Mann, der mit Heymann Lisse plauderte.

Ephraim betrachtete den Mann genauer, sein ganzes Aeußere verrieth, trotz der halb militärischen Kleidung, eine gewisse geniale Ungebundenheit; über das helle blaue Auge mit seiner unergründlichen Milde schienen bisweilen lose Irrlichter zu schwirren, eine übernächtige Sehnsucht und Unbefriedigtheit zuckte in den Gesichtsmuskeln, die bald ungewöhnlich belebt und bald schlaff waren; nur um die Mundwinkel schien der ewige Sitz heiterer Genien zu sein, dies Lächeln war das Lächeln einer tief liebenden Seele. Ephraim wußte nicht wie er das Antlitz des Fremden, das wie durch eine eigenthümliche Durchsichtigkeit auffiel, nicht schon früher bemerkt haben mußte; auch der Fremde heftete seinen durchdringenden Blick auf Ephraim, und dieser glaubte demselben gewissermaßen ein geistiges Einverständniß zu eröffnen, indem er immer mehr auf das Buch bot.

„Das ist ja ein martialisches Buch, Herr Sekretär,“ sagte Heymann Lisse, „ist's für den Herrn Kommandanten und betrifft es den Krieg?“

„Nein, ich will es für mein Regiment anwerben,

es steckt ein kecker Scharfschütze darin," erwiderte der Sekretär, „ich habe heute Nacht in der Schlacht bei Faro über hundert Preußen zu meinen Gefangenen gemacht, lauter zusammengelaufenes Pack, meist Kupfer, aber weiß gesotten, in guter Uniform, das Geld wird täglich schlechter, und überhaupt, was machte ich mit dem Gelde, wenn ich nicht Bücher kaufte?"

„Ich sag's ja immer: so ein Poet ist ein ganz anderer Mensch wie ein anderer," schloß Heymann und wendete, wie er beim Sprechen immer that, Kopf und Hände auf und nieder, und schaute jetzt über seine Brillengläser hinweg mit offenem Munde zu dem Sekretär auf, denn das Kunststück war ihm gelungen: während er mit dem Sekretär plauderte, war Ephraim das Buch für sechzehn Thaler zugeschlagen worden.

Ephraim beging gewissermaßen eine Unschicklichkeit, indem er seine Artigkeit beweisen wollte; denn er bot dem Fremden das Buch zum freien Gebrauch an; dieser schien den Mißgriff zu bemerken und fragte Heymann, wer der Herr sei.

„Ein Herr Namensbruder," erwiderte Heymann, „das ist der Ephraim Kuh, ein Buchhalter wie Sie sehen, denn er hält ein Buch in der Hand."

„Ach," sagte der Fremde, „ich erhielt ja den siebenten Zankbrief von meinem Mendelssohn durch Sie; wollen Sie mich einmal besuchen, dann sprechen wir über den Martial, ich habe einen schlesischen Rivalen aufgefunden, den ich mit Ramler herausgeben will; wir besitzen in ihm allein einen Martial, einen Catull und Dionysius Cato. Kennen Sie Logau?"

„Nein. Wo kann ich Sie besuchen?“

„Ich wohne in der Junkernstraße bei dem Kommandanten, General Tauenzien, und bin der Sekretär Lessing.“ —

Veilchen zitterte vor Wehmuth und Freude, als ihr Ephraim zu Hause erzählte, wen er heute gesprochen; ein Mann, der ein Buch geschrieben, schien ihr ein Halbgott, ein Heiliger, der gar nicht lebte wie andere Menschen, und noch dazu dieser Mann, der die Schmerzen ihrer Glaubensgenossen zuerst zu versöhnen trachtete, den sie mit der heiligsten Verehrung liebte, dessen Worte sie zuerst mit stotternder Zunge aussprechen gelernt hatte; ihre Wange glühte, sie küßte ihren Bruder auf den Mund, denn dieser Mund hatte Worte des Verständnisses zu ihm gesprochen. Veilchen bat ihren Bruder, als er wegging, dem Dichter ihre Verehrung mitzutheilen, aber kaum war er weg, so sprang sie ihm die Treppe hinab nach und bat ihn, das ja zu unterlassen.

Ephraim kam zu Lessing.

„Eben recht,“ sagte dieser, nach den ersten Begrüßungen, „hier lesen Sie eine Epistel von meinem Moses, aber schon in der Bibel steht: als Moses nach Aegypten kam und die Sklaven vom König Pharao oder König Faro erlösen wollte: sie hörten nicht auf ihn vor kurzem Athem und schwerer Arbeit.“

Ephraim las jene merkwürdige Widmung „an einen seltsamen Menschen“ (Lessing) zu Mendelssohns philosophischen kleinen Schriften, die nur wenigen Exemplaren vorgedruckt war, und mit Lichtwers Worten schloß:

Wenn er nicht hört, nicht spricht, nicht fühlt,
Noch sieht; was thut er denn? — er spielt.

„Er spielt,“ wiederholte Lessing lächelnd, indem er im Zimmer auf und abging, „gut, ich will eine Philosophie des Spiels schreiben, so bündig und klar, daß man künftig von den heiligen vier Königen sprechen soll; das Kreuz, das Laub, Herz und Eckstein sind die Symbole für die vier Elemente der Geistes- und Körperwelt; mein französischer Abenteurer soll nicht umsonst sagen: tous les gens d'esprit aiment le jeu à la fureur. Sage du immerhin, die erste Betrachtung über das Spiel muß die sein — daß man gar nicht spielen und vielleicht noch weniger darüber denken müsse. Im Spiele vereinigen sich die Affecte der Jagd-, Schlachten- und Stubenaufgeregtheit; diese Menschen wissen nicht, daß sie auch ihre Seele ganz los und ledig vor mir auf die Karte setzen, ich sehe alle ihre Zuckungen. Wenn ich nicht in mir versumpfen will, muß ich spielen, das jagt die Lebenswellen durch einander. Spielen Sie auch?“ Die letzten Worte richtete er an Ephraim, sonst hatte er halb für sich gesprochen.

„Ich werde gespielt,“ erwiderte Ephraim, „ich heiße Kreuzsieben, weil ich viel Kreuz auf dem Rücken habe, oder Ecksteinsieben, weil ich überall anstoße.“

„Auch witzig,“ sagte Lessing, „gerade wie der Heymann, aber mit einer Beimischung von Schmerzsüchtigkeit. Das ist nicht gut. Man muß die Pillen verschlucken, und nicht kauen. Es ist sehr zu bedenken, ob ein Unglücklicher auch ganz unschuldig ist. Ich

glaube nicht. Er hat es wohl an Klugheit fehlen lassen oder läßt es noch daran fehlen, da er sich nicht aufrafft."

Ephraim ward stutzig bei diesem Anruf, aber in einer eigenen empfindlichen Art betonte er in seiner Erwiderung vorherrschend, daß er einen Vergleich mit Heymann ablehnen müsse.

Ephraim theilte hier die Unschicklichkeit so vieler Leute, welche die Unterhaltung mit einem neuen Bekannten sogleich damit beginnen, über den gemeinsamen alten Bekannten zu sprechen, und zwar indem sie ihn durchhecheln; Lessing bemerkte das, und entgegnete nicht sogleich, er wollte Ephraim Zeit lassen, einen mildernden Uebergang zu finden.

„Ich sehe den Heymann bisweilen gern bei mir, er ist nicht nur ein taktisch gewandter Schachspieler, er ist auch sonst ein heller Kopf," sagte er endlich.

„Das muß ich eben bewundern," sagte Ephraim, „daß ein Mann wie Sie mit solchen Leuten verkehren kann, ohne entweder allein die Kosten der Unterhaltung zu tragen oder sich zu langweilen?"

„Ich langweile mich nie und mit Niemand," sagte Lessing, und ein Schimmer von Mißbehagen schwebte auf seinem Angesicht, „sonst, in meinen fleißigen Zeiten hätte ich vor innerer Dürre sterben zu müssen geglaubt, wenn ich zwei Tage weder ein wissenschaftliches noch ein poetisches Werk in Händen gehabt oder daran gearbeitet hätte; jetzt sehe ich mich in der Lebensbibliothek um, da ist kein Buch so dumm, man kann doch wenigstens etwas Gescheites dabei denken. Der Gegensatz

macht mich thätig. Ich habe noch immer Lust, ein Journal herauszugeben, das den Titel führen soll: Bestes aus schlechten Büchern. Ich verlange nicht von irgend einem Vogel in der Welt eine einzige andere Feder als er hat. Wie der Landschafter auf der ödesten Haide noch immer Studien in den Wolken und dem Luftton machen kann, so auch kann, wer für die Gestaltungen des Geistes sein Auge schärfen will, überall Studium die Hülle und Fülle finden."

„Schließt aber dieses Studium, als egoistisches, nicht die Liebe aus?" fragte Ephraim kleinlaut.

„Sie verstehen Latein?"

„Ja."

„So müssen Sie auch wissen, daß hier Studium ursprünglich Liebe heißt, — ohne Liebe kann man ein Ding nie wahrhaft erkennen, ich liebe das allgemein Menschliche in einem Jeden, indem ich es zu erkennen strebe. Nur wer die Menschen mit reinem Wohlwollen liebt, sich theilnehmend ihnen anschließt, gewinnt eben damit ihre Seele, ich meine die Erkenntniß derselben. Wie würde sich Heymann freuen," fuhr Lessing abbrechend fort, „wenn er wüßte, wie wir uns auf seinem Rücken zu einer subtilen Discussion erhoben."

Eine Pause trat ein; die erste nähere Bekanntschaft Ephraims mit Lessing schien eine unerquickliche zu sein.

„Hier habe ich Ihnen auch den Martial mitgebracht," sagte Ephraim endlich, „es war eine Grille von mir, alle Ausgaben meines Vorbildes besitzen zu wollen."

„Ihres Vorbildes? Sie sind ein Bruder in Apoll?

Ephraim reichte Lessing schüchtern und die Augen niederschlagend ein schönbeschriebenes Papier hin.

„Brav!“ sagte Lessing beim Durchlesen, „schneidender Witz, noch nicht blank geschliffen und polirt.“

„Glauben Sie, daß der Reim unumgänglich ist?“

„Ich bin auch hierin wie überall für republikanische Freiheit, aber es ist ein Verdienst, sich nicht vom Reime fortreißen zu lassen, sondern ihm durch geschickte Wendungen das Gepräge der Nothwendigkeit zu geben. Auch sie zeigen mir, daß Wernike Unrecht hat, wenn ihm die deutsche Sprache, ihrer vielen Umschweife wegen, zu dieser Gattung von Gedichten nicht bequem zu sein scheint. Ich habe mit Ramler auch Logau etwas verändert, ohne ihn im geringsten moderner gemacht zu haben. Der Leser stößt nirgends so ungern an, als in einem Sinngedichte, welches allzu kurz ist, als daß man die Unebenheiten darin übersehen könnte. Logau wird vielleicht auch Ihnen in jeder Beziehung mehr freien Muth geben.“

Ephraim war entzückt; er erzählte nun, wie er in Mußestunden seinem Unmuth über die Welt und ihre Verkehrtheiten Luft mache. Vor Kurzem habe er Latein zu lernen angefangen, und zwar mit dem Martial; er habe es gewagt ihn nachzuahmen, nun sei ihm das Leben leichter, da er eine Waffe gegen dasselbe gefunden habe, sonst habe er geweint und gejammert; ein Klagelied könne er aber nicht dichten; den ganzen Tag über sei er voll Trauer und Wehmuth, wenn er aber Abends in seinem Zimmer auf- und abgehe, müsse er oft laut auflachen über die Witze, die ihm durch den

Kopf schießen, er springe dann voll Uebermuth und Lebenslust über Stuhl und Bank weg, setze sich hin und schnitzle ein Epigramm, ihm sei dann so wohl und so leicht, als ob sein ganzes Wesen Flügel gewonnen hätte.

Lessing dachte über die psychologische Erfahrung nach, daß die im Leben weichmüthigsten Menschen, wenn sie zu schreiben beginnen, oft die bittersten und übermüthigsten werden und umgekehrt.

„Sie wissen, ich generalisire nicht," sagte er endlich, „und mache mir nicht jeden Juden, der mir unter die Hand läuft, zum Typus der gesammten Confession; aber ich glaube, daß die Juden schon durch ihre Stellung einen Beruf zum Witz, zur Satyre und zum Epigramm haben. Der Witz ist, wie das Salz, nicht sättigende Speise, aber es würzt die Nahrung und bewahrt vor Fäulniß. Ist Ihnen nicht auch schon aufgefallen, daß der Witz in Ihrer Nation auch mehr Scheidemünze ist, daß aber Ihre großen Geister eher pathetisch oder subtile Logiker sind? So Spinoza, so Mendelssohn. Liegt das vielleicht in einem Gegensatze, der —"

„Der Witz ist oft nur der Affe, der auf dem Rücken des Kameels hockt und Gesichter schneidet," unterbrach Ephraim unschicklicherweise den Redenden, „was kümmert's aber die große Welt, das Kameel, was der Affe da oben treibt und macht?"

„Sie stützen sich in dieser Geringschätzung des Witzes vielleicht auf den Schweizerbengel Bodmer, der den Witz die Krätze des menschlichen Geistes genannt hat; aber

der Witz ist im Geistesleben was der Blitz im äußern Naturleben, er reinigt die Atmosphäre, er entsteht wie der Blitz durch den Conflict zweier Elektrizitäten. Gerade die Contraste des Lebens, die sich dem Juden von selbst aufdringen, sind ergiebig für den Witz und führen —"

Ephraim hatte die üble Gewohnheit, selten Jemanden ausreden zu lassen. Lessing wollte entwickeln: wie fast nie glückliche Nationen und Personen zugleich auch witzige seien und nur die Athener hievon eine Ausnahme machen.

„Nun erkläre ich mir auch," sagte Ephraim, „warum meine Schwester Veilchen, die, beiläufig gesagt, eine schwärmerische Verehrerin von Ihnen ist, den Witz und den Blitz mit gleicher Angst fürchtet: ist ein Gewitter am Himmel, so verschließt sich die sonst so Muthige in ein einsames Zimmer, und drückt die Augen zu, daß sie den Blitz nicht sehe; sie hat mir aber schon oft geklagt, daß sie jedesmal, sobald es blitze, unwillkürlich die Augen aufschlage. Wenn man durch einen Witz irgend eines ihrer superfeinen Gefühle in's rechte Licht setzen will, beginnt sie zu weinen oder verläßt das Zimmer."

Lessing ließ sich noch mehr von Veilchen erzählen, und Ephraim bemerkte unter Anderm: „Meine Schwester war ein wunderliches Kind, sie war schon in ihrem sechsten Jahre verliebt, und in Wen meinen Sie? In Niemand Geringeres, als in Gott selber; wenn es ihr oft so recht wohl war, richtete sie sich auf ihren Fußspitzen hoch empor, neigte das Köpfchen nach vorn,

spitzte den Mund und küßte in die leere Luft hinein; als ich sie einst fragte, was das sei, sagte sie: ich habe den lieben Gott geküßt."

Lessing wurde immer nachdenklicher. „Ich besuche Sie nächstens," sagte er zu Ephraim, als dieser wegging.

10. Veilchen.

Das Haus Moses Daniels hatte seit dessen Tode etwas eigenthümlich Freies, man möchte sagen Entblößtes. So lange der Vater lebte, waltete dessen strenge Ordnung auch in seiner Abwesenheit; jetzt kannten die zur Selbständigkeit erwachsenen Kinder keine Abgrenzung mehr.

Als Lessing zum Erstenmal in dieses Haus trat, war sein Blick unstet und es war ihm immer, als müsse er nach Vater und Mutter fragen, obgleich Alles durch den feinen Ordnungssinn Veilchens wohlgefügt und anmuthend war.

Ephraim hatte seiner Schwester den Sekretär Lessing als seinen „Namensbruder und Bruder in Apoll" vorgestellt, und dabei seine Hand vertraulich auf die Schulter Lessings gelegt.

Ephraim kannte nur zwei Umgangsformen: entweder steif und gemessen, oder durchaus familiär zu sein. Man wird diesen Fehler bei den meisten Menschen, die in enggezogenen Kreisen leben, und besonders bei den meisten Juden finden, welche erst in's erweiterte Leben eintreten; theils läßt ihr heißes Blut und die lebhafte

Beweglichkeit, sie sobald die ersten Schranken der Gesellschaftssitte gefallen sind, in das andere Extrem der Vertraulichkeit überspringen; theils sind sie an dieses gewöhnt, weil ihr bisheriger gesellschaftlicher Umgang nur aus Juden bestand, mit denen sie eine unmittelbare Familiarität verband, und wo sie keine Formen zu beobachten hatten; und zuletzt mag als Endursache dienen, daß eine gewisse zuthätige Herzlichkeit, die keine Formbeschränkung kennt, ein Grundzug im Charakter der Juden ist. Jene höhere dritte Stufe, wo innerhalb der gesellschaftlichen Gesetze die ungehemmte Kraft des Geistes und der Liebe sich frei entfalten kann, kann nur Ergebniß eines höheren Gesellschaftslebens sein.

Veilchen aber bildete den geraden Gegensatz ihres Bruders, sie war schüchtern und verzagt und wagte es kaum, ihre langen Wimpern zu erheben, wenn Lessing mit ihr sprach; nur wenn sie sich von ihm nicht bemerkt glaubte, weilten ihre Blicke mit stillem Behagen auf seinen edeln Zügen; aber Lessing fühlte es wohl, daß Veilchen ihn betrachtete, denn in dem Blicke freundlicher Zuneigung liegt eine eigene magnetische Kraft, und ohne daß man es sieht, fühlt man es doch, wenn ein Blick des Wohlwollens auf uns ruht.

Lessing konnte nicht umhin, zu bekennen, daß ihm hier im Hause Vater und Mutter fehle, und er fragte Veilchen nach deren Leben und Tode. Veilchen erkannte in dieser Frage den zarten Bedacht des Neueingeführten, daß er sie, die Unbeschützte und Unbewachte, durch Anrufung der Verewigten mit ihrem schirmenden Geiste umgeben und sie zu Zeugen ihres Verkehres beschwören

wollte. Mit der ganzen Innigkeit ihrer kindlichen Liebe erzählte nun Veilchen von Vater und Mutter, und besonders bei dem Ersteren verweilte sie länger, und nannte es einen Verlust für den Verstorbenen und den Fremden, daß sie einander nicht gekannt hätten.

Lessing hatte eine besonders glückliche Art des Zuhörens, die dem Sprechenden wohlthut und ihm gleichsam jedes Wort von der Lippe erlöst. — So war die erste Begegnung eine beiderseits erquickliche, die wie ein langgewohntes und nur erneuertes Verhältniß anmuthete.

Es mag noch als ein Ueberrest orientalischer Lebensgewohnheit erscheinen, jedenfalls fiel es Lessing angenehm auf, daß er bei seinen oft wiederholten Besuchen stets mit Speise und Trank bewirthet wurde. Diese Gastlichkeit verlieh alsbald ein Gefühl heimathlichen Willkomms. Als sich Lessing einst scherzend darüber aussprach und bemerkte, wie sinnig und wohlthuend es sei, einander nicht blos mit Worten zu bewirthen, sondern auch durch leibliche Nahrung das Leben zu erfrischen und wie sich daran das Symbol des Liebesmahls schließe, sagte Veilchen mit wonnestrahlendem Gesicht:

„Wie freut mich's, daß Sie nicht auch die gewöhnlichen Ablehnungen anbringen. Die Dichter haben doch die glückliche Aufgabe, das was man unwillkürlich oder aus Gewohnheit thut, neu erkennen und lieben, neu thun zu lehren."

Lessing war einst mit Veilchen allein; man sprach von den günstigen oder ungünstigen Vorurtheilen, die

der erste Eindruck beim Begegnen fremder Personen hinterlasse. Veilchen behauptete, als Kind habe man darin das richtigste Gefühl, man wisse alsbald, wer uns liebt und wer nicht; diesen Kindertakt könne man sich auch für's ältere Leben bewahren. Die letzte Instanz, das Gefühl, von welcher es keine Appellation mehr gebe, sei hier die erste geworden, und es sei ein schöner Sieg des Gefühls, daß es mit einem gesunden Blick mehr erkenne, als die Vernunft mit ihren Mikroskopen und Ferngläsern.

Ein vieldeutiges Lächeln schwebte um die Lippen Lessings, als er erwiderte: „Sie schälen sich die rothe lichte Seite von der Frucht des Lebensbaumes ab, und vergessen, daß es auch eine andere verschattete giebt. Wären die Vorurtheile des ersten Eindrucks stets günstig, so dürfte man es vielleicht noch hingehen lassen; bedenken Sie aber jene launischen Vorurtheile, die sich oft an das Kleinlichste hängen, unsere augenblickliche Verstimmung, die wir oft auf die Erscheinung des Fremden übertragen, und wieder eine nicht zu Tage kommende und vielleicht ihm selbst unbewußte Beengung des Fremden, die ihn nicht zur freien Darstellung seiner selbst kommen läßt. Meine Art hierin ist, daß, wenn eine neue Erscheinung, die in den Kreis meiner Bekanntschaft tritt, mir eine sogenannte Idiosynkrasie oder unerklärliche Abneigung einflößt, ich mir alle Mühe gebe, desto zuvorkommender und liebreicher gegen den Fremden zu sein; er wird dadurch auch seine bessere Seite, die nirgends fehlt, gegen mich herauskehren, und ich habe mir durch meine eigene Willenskraft und

nicht durch unbestimmte Gefühligkeit einen neuen Menschen gewonnen, den ich lieben kann."

„Ach! Sie sind doch himmlisch lieb und gut," sagte Veilchen und preßte die Lippen zusammen, gleichsam als wollte sie das schnell entfahrene Wort wieder an seinen Ursprung fesseln.

So lange die Juden nicht im allgemeinen gesellschaftlichen Leben aufgegangen sind, wird jedes mit ihnen gepflogene allgemeinere Gespräch sehr leicht eine Wendung und Beziehung zu jüdischen Verhältnissen nehmen, da sie diesen Gesichtspunkt selten aus den Augen verlieren können. Theils unwillkürlich, theils auch in der Absicht, um ihren unvorsichtigen Worten eine andere Beziehung zu geben, erzählte Veilchen, daß sie an Lessings Lustspiel „die Juden" deutsch lesen gelernt habe, und schloß mit der Frage: „Sie hatten wohl nie ein Vorurtheil gegen Juden?"

„O ja doch," erwiderte Lessing, „keines jener Vorurtheile, die durch Erziehung und Geschichte uns gegen die Juden eingepfropft werden, war mir fremd geblieben. Ich spreche sonst nicht gern von meinen Sachen, sie sind mir längst abgethan und ich sehe mehr als jeder Andere ihre Fehler; Ihnen aber darf ich mich erklären. Ich habe mich zuerst von den Beschränktheiten meines Standes frei zu machen gesucht, ich habe das in dem Lustspiel „der Gelehrte" nach meiner Art versucht. Ich ging weiter, mich auch von den Beschränktheiten meiner Confession zu befreien und zu zeigen, daß die höchste Tugend von jedem positiven Bekenntniß unabhängig ist, und daraus entstand das

Lustspiel „die Juden". Was wir Rechtschaffenes thun, und sei es in nächster Veranlassung auch nur für uns, wird auch zum Segen für Andere. Jene Maxime, die ich Ihnen bei Befreiung von Vorurtheil nannte, bewährte sich mir bei der Bekanntschaft mit Juden am glänzendsten; ich bin überzeugt, daß alle die Judenfeinde, wenn sie die Juden kennten, wenn sie mit gesunden Augen ihre Geschichte und ihre Gegenwart ansehen wollten, dieselben lieben und achten würden gleich anderen Menschen. Die Juden haben eine Tugend, die sie mit ausdauernder Beharrlichkeit üben; sie sind dankbar gegen jedes Wohlwollen, gegen jede Wohlthat eines Christen, und vergessen das nie. Ich lerne ihnen nachahmen. Ich bin für mein Streben nach Freiheit schon vielfach belohnt," fuhr Lessing fort; er ergriff die Hand Veilchens, sie zitterte in der seinigen, aber sie wagte es nicht, sie zurückzuziehen. „Ohne diese Freiheit wäre es mir nie zu Theil geworden, mir eine so holde und liebenswürdige Freundin zu erwerben."

Veilchen schlug die Augen nieder und Lessing drückte einen herzhaften Kuß auf ihre Lippen, die ihm nicht widerstrebten. Veilchen schauderte in sich zusammen, sie bedeckte mit der linken Hand ihre Augen, ihre Rechte lag noch in der Hand Lessings, sie drückte sie fest, kein Laut wurde vernommen.

„Lieben Sie mich denn?" flüsterte endlich Veilchen leise, sie hielt noch immer ihr Angesicht bedeckt. Plötzlich erwachte in Lessing das Bewußtsein dessen, was hier vorgegangen war; er sah die Flamme, die er angefacht; mit dem höchsten und heiligsten Gefühl der

Liebe zu spielen, sie zur Tändelei herabzuwürdigen, das war einem edlen Geiste wie Lessing zu fern. In peinlich stummer Pause stand er da, er hätte gern die Hand Veilchens fahren lassen, wenn es nur ginge; sie mochte das fühlen und entzog ihm leise ihre Hand. Ein halb phrasenartiger Ausdruck kam endlich Lessing zu Hülfe.

„Ich liebe die Schönheit, aber auch die Wahrheit," sagte er endlich, „und so muß ich Ihnen bekennen —"

„O! Sie sind ein herrlicher Mann," fiel Veilchen ein, „dieses freie Geständniß, daß Sie mich nicht lieben, macht, wenn es möglich ist, nur — daß ich Sie noch mehr lieben muß. Fürchten Sie sich nicht, fürchten Sie nicht für mich, es ist eine ganz Andere, die Ihnen das sagt. Ich bin es nicht, die christliche Gräfin sagt es Ihnen. Mein einziger Wunsch ist, ich möchte doppelt auf Erden sein, meinetwegen, weil's doch nicht anders sein soll, einmal zertreten, wehmüthig, mit endloser Sehnsucht, eingemauert, mit einem Wort: ein Judenmädchen; und dann als christliche Gräfin, frei, kühn und glänzend, voll freudigen Lebensmuthes und feiner Bildung, daß ich Sie ganz erfüllte. Wie säße ich mit Ihnen hoch zu Rosse und durchstreifte Wälder und Triften, wie träte ich mit Ihnen in den glänzenden Saal, ich säße mit Ihnen am stillen Herde; aber ein Blick müßte Ihnen sagen, daß sich meine Seele in die Ihrige eingewurzelt, fest, tief, ewig. Ach! ich kann's nicht sagen, was ich wollte, ich rede schon zu viel; aber das Eine weiß ich: nur mein Herz möcht' ich haben in der andern Hülle, ich würde Sie beglücken

wie noch nie ein Mensch beglückt wurde, ich würde Sie lieben wie Gott — aber Gott liebt uns nicht, er will nicht, daß ein Geschöpf auf Erden ganz glücklich sei —"

Ermattet sank Veilchen in sich zusammen, sie stützte ihre Stirn auf die Hand und schluchzte laut.

„Liebe Freundin," sagte Lessing mit bewegter liebevoller Stimme, „was ich fühle, brauche ich Ihnen nicht zu sagen; da, wo wir jetzt stehen, bedarf es keiner Worte der Vereinigung mehr, nur der zarten Lösung und Verständigung."

„Auch diese nicht," rief Veilchen, sich emporrichtend, ihr Antlitz war verklärt, eine Thräne hing wie Thau in ihren Wimpern, aber ihr Auge leuchtete hell und klar, wie die Sonne nach einem Gewitter, sie breitete ihre Arme aus und umschlang Lessing und küßte ihm die Augen und die Lippen. „Leb' wohl, Leb' ewig wohl!" schluchzte sie und rang sich von ihm los.

Eine kleine Pause standen die Beiden einander gegenüber, auch aus des Mannes Auge trat eine Thräne.

Es klopfte an, Täubchen-Theodolinde trat ein. Veilchen stand bewegungslos, nur ihr Busen hob und senkte sich rascher, Lessing kehrte sich um und drückte die Thräne aus dem Auge; es schmerzte ihn auf's neue, daß dieser zarten Seele selbst das süße Wehe des Abschiedes und der Entsagung nicht rein und unverkümmert blieb. Veilchen indeß faßte sich schnell, sie nahm ihrer Schwägerin den Shawl ab, bewunderte ihre schöne Toilette, ihr gutes Aussehen, sie fragte nach dem

Befinden ihrer Nachbarin, nach ihrer jetzigen Lectüre, — Alles in Einem Athem. Täubchen konnte gar nicht zur Besinnung kommen, sie blickte aber auf Lessing, der, vor sich niederschauend, die rasche Gewandtheit Veilchens bewunderte und bemitleidete. Er sah all den innern Kampf dieser Seele.

Veilchen stellte Lessing ihrer Schwägerin vor; diese war hocherfreut, den berühmten „Auteur" kennen zu lernen und lobte seine Schriften.

Was war Lessing jetzt alle Literatur und all sein eigenes dichterisches Streben, hier, wo er nicht durch freie poetische Verknüpfung, sondern unmittelbar und fast gegen seinen Willen eine Seele in den Kampf geführt hatte, der sich am Abgrund des Wahnsinns hinzog?

„Es giebt Augenblicke," sagte Lessing, „wo ich Alles, was ich geschaffen, mit Freuden hinopferte, wenn ich einer mir ewig theuern Seele Ruhe und Frieden dadurch erwerben könnte."

Ein Blick von Veilchen sagte ihm den innigsten Dank, und Täubchen-Theodolinde gelangte, ohne daß sie es wußte, zu einem Witze, indem sie diese Rede den „Calumniationspunkt aller Bescheidenheit" nannte.

Sobald es schicklich war, entfernte sich Lessing; er wäre gern noch länger geblieben, denn im Geiste hatte er sich gesagt, daß er nie mehr in diese Umgebung zurückkehren dürfe, aber die Anwesenheit Täubchens erregte Mißbehagen; mit einem einfachen Lebewohl schied er von Veilchen, sie sahen sich starr in die Augen, sie sahen sich nie mehr wieder . . .

Nachdenklich, den Blick zur Erde geheftet, ging Lessing über den Judenplatz, da hörte er mehrmals hinter sich rufen: „Herr Sekretär!“ Er kehrte sich um, der Münzpächter Veitel Ephraim aus Berlin, der Oheim Veilchens, stand vor ihm. Schlaff und runzelig schlotterte die weißgelbe Haut seines blatternarbigen und wie wurmstichigen Gesichtes, die Augen waren wie von unersättlicher Gier weit aus ihren Höhlen hervorgetrieben, die zurückgedrückte hohe Stirne, die aufgeworfenen bläulichen Lippen schienen Verschlagenheit und sklavische Unterwürfigkeit zu verrathen; der feine dreieckige Hut, dessen Vorderspitze wie ein offener Schnabel in die Höhe stand, saß tief im Nacken und stützte sich auf die weiße Halsbinde, ein pelzverbrämter brauner Rock mit langen Schößen bekleidete die mittelgroße Gestalt. Die Hände in den beiden Seitentaschen, mit Geld klimpernd, den Unterkörper nach Vornen streckend, sich auf den auseinander gespreizten Beinen stolz hin und herwiegend, so stand Veitel Ephraim da, eine lebendige Rechenmaschine, deren Zifferblatt, das Gesicht, nur die gewonnenen Prozente anzeigte. Lessing gefiel sich einen Augenblick darin, des Gegensatzes mit seiner jetzigen Stimmung wegen, dieses Angesicht näher zu betrachten, er hörte daher die Fragen Veitels wegen der Gesinnungen des Generals Tauenzien bei der beabsichtigten Erneuerung des Münzvertrages ruhig an, endlich, statt eine ausführliche Antwort zu geben, fuhr er sich über die Stirn.

„Morgen, morgen,“ sagte er, „will ich Ihnen Alles sagen, jetzt kann ich nicht;“ und schnell lief er davon und hinaus in's Freie.

„Ein unpraktischer Mensch, der nie zu was kommen wird und ich hätt' ihn gern was verdienen lassen," sagte Veitel zu sich und sah Lessing mitleidig und geringschätzig, in der That aber auch zornig nach, denn Lessing hatte sich nie dazu herbeigelassen, bei dem General Tauenzien, der zugleich General=Münzdirektor war, den Münzpächtern irgend Vorschub zu leisten.

Veitel kehrte jetzt um und ging zu den Kindern seiner verstorbenen Schwester.

Als Lessing weggegangen war, hatte Veilchen eine Weile still bei ihrer Schwägerin gesessen, sie rieb sich die Stirn mit Eau de Levante, um nicht die wenigen Worte sprechen zu dürfen, daß sie Kopfweh habe.

„Entre nous soit dit," sagte Theodolinde, „ich glaube du bist in den Sekretär verliebt, er hat allerdings ein interessantes air." —

„Veilchen lächelte. „Wie magst du glauben, daß ich in einen Christen —"

„Pourquoi pas?" sagte Theodolinde, „ich sage dir, in deiner position würde ich mich gar nicht mainteniren eine Christin zu werden, du kannst dann einen Offizier heirathen, und denk' einmal, Frau Hauptmännin oder Frau Majorin zu sein, ach! ich wäre im Exilium vor Freude. Weißt du, wen du heirathen mußt? den schönen Hauptmann bei den Husaren mit dem kohlschwarzen moustache, wie freundlich hat der uns gegrüßt, als wir letzten Sonnabend zum Nikolai=Thor hinaus gingen, wie hat der Augen! So schwärmerisch und mit welcher grace saß er zu Pferd, die feine Taille, wie herrlich." —

Ohne daß angeklopft worden war, ging die Thüre auf. Veilchen sprang ihrem Oheim Veitel mit einem freundlichen „Gottwillkomm“ entgegen, sie war froh, von dem Gespräch ihrer Schwägerin erlöst zu sein.

„Weil du heut so apart freundlich bist, Veilchen,“ sagte Veitel bald nach den ersten Begrüßungen, „hab' ich dir auch ein schönes Geschenk mitgebracht; ist dir ein in Gold gefaßter Diamant, den man um einen Finger wickeln kann, recht?“

„Bitte, geben Sie mir den Ring,“ sagte Veilchen zu ihrem Oheim, der neckend die Hand in der Tasche hielt und endlich erwiderte:

„Es ist ein Ding, es ist kein Ring und hat doch Ring'.“

„Also eine Kette, bitte geben Sie.“

„Es ist keine Kette, denn es wird nicht gezogen, es geht allein.“

„Also eine Uhr? ach, bitte, quälen Sie mich nicht länger.“

„Es ist keine Uhr, denn eine Uhr wird alle Tag' aufgezogen, und das Ding wird alle Tag' angezogen.“

Veilchen setzte sich unwillig nieder und schwieg; schmunzelnd trat Veitel zu ihr, und legte die Hand auf ihr glattgescheiteltes Haar.

„Na, Närrchen,“ sagte er, „muß man dir denn mit der Ofengabel winken? Ein Bräutigam ist es, den ich mitgebracht hab', der giebt dir Ring' und Kett' und Uhren, Herz was begehrst du? Aber à propos, du kannst doch gut deutsch schreiben und lesen?“

„Ja wohl, soll ich Ihnen einen Geschäftsbrief lesen?“

„Nein, diesmal nicht, aber ich gratulire, denn die Sache ist jetzt so liquid wie eine dreifach versicherte Hypotheke. Dein Bräutigam will par tout ein Mädchen, das deutsch lesen und schreiben kann; gerade weil er selber nichts davon versteht, will er eine Frau, die die Geschäftsbriefe nachsieht; er könnte Mädchen haben mit dreimal so viel Geld als du hast, denn es ist der Herz Moses Helft, dessen Oheim, Levi Gumperz, schon unterm vorigen König der größte Mann gewesen ist. Du brauchst dich nicht lange zu besinnen, du hast ein Vierteljahrhundert auf dem Buckel, und jedes Jahr, das du als ledig älter wirst, sinkst du um fünfzig Prozent."

Veilchen erwiderte nichts, und als endlich Veitel wieder weggegangen war, rief Täubchen: „Aide toi et Dieu t'aidera! Du kannst diesem calcul durch einen coup entgehen, geh' mit mir und meinem Mann in die Kirche."

Veilchen dankte und bat ihre Schwägerin, sie allein zu lassen; sie begab sich auf ihr Zimmer und warf sich mit einem lauten Schrei auf ihr Bett. Ihr ganzes bisheriges Leben zog wie ein nebelhafter Traum an ihr vorüber; zwischen Sehnsucht und Trauer hatte sie geschwebt, seitdem sie zum Bewußtsein gekommen war, und als ihre Erinnerung ihr die letzten Stunden vorführte, da erst begann sie zu weinen.

„Leb' wohl!" wiederholte sie, „leb' wohl!" sie küßte die Bettdecke, in der sie ihr Angesicht verborgen hatte, drückte die Augen fest zu und im Innersten Sein Bild schauend, lächelte sie still und selig. Es war Abend

geworden, der Mond warf sein blasses Licht durch die Scheiben und verklärte die Ruhende wie mit einer zarten Glorie.

„Ich bin zur Entsagung geschaffen," sagte sie zu sich, „dürfte ich ewig mit meinem Schmerz allein leben, mir wäre wohl; könnte ich sterben, mir wäre besser. Hätte ich nie geahnt, daß es ein schöneres Leben giebt, ich wäre glücklich; nein, ich hätte Ihn nie gefunden, und ohne Ihn nie diese Stunde, die tausend Leben aufwiegt — ihn, der nicht mein werden kann; fahr' wohl, Liebesglück! Da Er nicht mein werden soll, will ich mein Leben in Demuth und Entsagung verbringen. Gott! Vater, guter himmlischer Vater, nimm mich jetzt zu dir, sende deinen Todesengel und erlöse mich, Allgütiger, erbarme dich!"

Sie warf sich an ihrem Bett auf die Kniee, sie hüllte ihr Haupt in die Kissen, schluchzte und weinte und betete lange.

Die ganze Nacht und den ganzen andern Tag lag Veilchen weinend und händeringend im Bett, sie wußte kaum mehr, daß die Thränen über ihre Wangen flo-ßen, sie aß nicht und trank nicht, und gab fast auf keine Frage eine Antwort; endlich am zweiten Abende schlief sie ermattet ein und am andern Morgen erwachte sie wie neu gestärkt. Ihre Verwandten bestürmten sie immer mehr, sich über Herz Helft zu entscheiden, sie baten so innig und stellten ihr vor, wie sie ja nur für ihr Glück sorgen wollten, daß sie von dieser Theilnahme im Innersten gerührt wurde, und von Herzen wünschte, diesen Guten nach Gefallen leben zu können. Hätte

sie gewußt, daß ihre Angehörigen meist deshalb so auf sie einstürmten, weil sie bemerkt hatten, daß der Freier nicht abgeneigt war, die Tochter des reichen Bärmann Fränkel zu heirathen, sie hätte ihrem Gefühle keinen Zwang angethan; wie hätte sie sich auch nur mit einem Gedanken zu einem Manne wenden können, dem es einerlei ist, ob er diese oder jene zur Gattin besitzen soll, der in dieser Stunde diesem und in jener einem andern Heirathsmakler folgt?

Auch Ephraim redete seiner Schwester zu, indeß beschwor er sie, in keinerlei Weise ihr Gefühl zu unterdrücken, sie solle nur den neuen Freier sehen und kennen lernen, damit sie sich keine Vorwürfe zu machen und keine zu erdulden habe. Veilchen willigte ein.

Wie klopfte ihre Brust, als sie, am Nähtischchen ihren Oheim Veitel mit dem Fremden eintreten sah, mit niedergeschlagenem Blick dankte sie seinem Gruße, sie wagte nicht das Auge zu erheben; nach und nach blinzte sie indeß von ihrem Nähezeuge auf, und gestand sich, daß sie sich den Fremden viel häßlicher gedacht hatte, sie mußte über sich lächeln. Veitel glaubte, das gälte seinen derben Späßen, mit welchen er die Unterhaltung einleitete; bald begab sich aber der schlaue Kopf mit seinen beiden Neffen in das Nebenzimmer, Veilchen zitterte am ganzen Leibe, als sie sich mit dem Fremden allein sah. Dieser nahte sich ihr und sprach über das Mousselintuch, das sie so eben säumte; er erzählte sodann von Berlin und wie diese Stadt viel größer wäre als Breslau. Veilchen faßte Muth und fragte ihn nach seinen Eltern und Geschwistern, der

Fremde sprach mit rührender Innigkeit von seiner guten Mutter. Veilchen athmete leichter. Wer einer solchen Kindesliebe fähig ist, der muß ein guter Mensch sein, so dachte sie; und verlor sich sorglos in den seltsamen Verschlingungen des Gesprächs.

Innerlich verzehrender Schmerz und Selbstopferung haben nicht minder ihre Verirrungen als rücksichtsloses Ausschreiten gegen Andere; nur ist es schwerer, in Mitgefühl und milder Schonung dort Gerechtigkeit zu üben.

Wer weiß, ob Veilchen in Entsagung und Geknicktheit ihrer Lebenswünsche nicht gern diese vollends beseitigte, sich das Recht zum Schmerze und seiner Last nahm durch Auferlegung einer neuen Pflicht?

Veilchen war sich bei den innigen Worten des Freiers nur des Einen bewußt, daß die Welt noch nicht so dunkel und ausgestorben sei, als sie ihr erschienen war, es gab noch Menschen, die sich ihres verarmten Daseins erbarmten; sie öffnete ihr Auge dem Licht und dem Leben.

Veilchen schauderte innerlich zusammen, als ihr Bräutigam sie zum Erstenmal küßte, und zwar so ohne alle Umstände, als ob er ein jahrelanges Recht darauf hätte; sie erkannte erst jetzt, was sie gethan.

Drei Tage später ward Veilchen die Braut des Herz Helft, sie hatte ihm frei gestanden, daß sie ihn nicht liebe, daß sie aber von Herzen gern sich Mühe geben wolle, sich mit ihm zu vertragen und ihm pflichtgetreu zu sein; ohne etwas darauf zu erwiedern, hing er ihr lächelnd eine schöne goldne Kette um.

Das Traurigste war, daß, nachdem Veilchen Braut geworden, die guten Leute in Breslau sie innig bemitleideten; die sie kannten und die sie nicht kannten lobten ihre Güte, Milde und ihre zarte Seele, und bedauerten, daß sie kein besseres Loos gefunden — gegen Verstorbene sind die guten Leute gern gerecht, ja sogar mild.

Veilchen mußte sehr unglücklich sein.

An demselben Tage, an welchem Veilchen Braut geworden, waren auch Chajem und Täubchen in aller Stille in einem nahen Dorfe bei Breslau zur christlichen Kirche übergetreten; Chajem erhielt die Namen Christian Achilles Gottfried, und Täubchen: Marie Christine Theodolinde.

Der Traum Moses Daniels hatte sich auf eine eigenthümliche Weise erfüllt.

11. Frauenleben.

Veilchen war zu einem still beschaulichen, ja fast zu einem Nonnenleben geboren, und sie sollte eine jüdische Handelsfrau werden. Nichts streift den zauberhaften Blumenschmelz mehr von dem Wesen der Weiblichkeit als das Handthieren am Ladentisch, oder auch am Schenktisch in einem Wirthshause; dieses feilschende, mäkelnde, in allgemeinen Freundlichkeiten sich bewegende Wesen, das auf Erwerb und Gewinn abzielt, steht mit dem wahren Frauensinn so vielfach im Widerspruch, daß es eines tiefen Kerns von innerer

Zartheit oder kecker Schalkhaftigkeit bedarf, um nicht den angebornen Adel seiner Natur mit in der Wagschale des Handels zu vertrödeln. Wie weit steht die Handelsfrau von der Nonne ab!

Als Veilchen indeß an ihrem Hochzeittage von den Frauen eingekleidet wurde, fiel es ihr auf, daß diese Ceremonie der Einkleidung einer Nonne glich. Sie mußte ihr Sterbehemd mit den schwarzen Spitzenmanschetten anziehen; ihre schönste Zierde, das reiche braune Haupthaar mit den sanftquillenden Locken wurde erbarmungslos abgeschnitten, und die Stümpfe mit einem weißen Bande zusammengebunden; eine reiche Blondenhaube wurde ihr über das Haupt gezogen, und wie bei einer Nonne, durfte nie mehr eins ihrer Haupthaare sichtbar sein, denn „der Haarputz an einem Weibe ist Schamlosigkeit,“ sagen die babylonischen Thalmudisten. Eine Thräne schwamm in dem Auge Veilchens, als sie ihr so sehr verändertes Angesicht in dem Spiegel betrachtete; hätte sie gewußt, wie in einem andern Zimmer ihr Bräutigam über die nicht ganz vollständige Auslieferung ihrer Mitgift sich mit ihrem Oheim zankte, sie hätte noch mehr geweint.

Veilchen war auf zweifache Weise in den Paragraphen eines Handelsvertrages verwebt worden; Veitel ging darauf aus, seine Concurrenten bei der Münzpacht, die Itzig'sche Compagnie, zu verdrängen; indem er nun eine Hauptstütze, den Herz Helft, ihr abwendig machte, suchte er ihn auch durch Familienbande auf seiner Seite festzuhalten.

Die Hochzeit Veilchens war in Deutsch-Lissa, einem

Städtchen, nur wenige Stunden von Breslau entfernt; Veitel hatte es veranstaltet, daß hier im Saal eines christlichen Wirthshauses das Hochzeitsmahl verzehrt wurde. Man trank eben nach Tische den schwarzen Kaffee, da trat der Schnurrant Jissroele Possenmacher ein, er stellte sich mit seiner Geige auf einen Stuhl, schnitt Fratzen und bat in jüdisch-deutschen Knittelversen um ein Thema für seine Improvisationen.

„Der Kaffee," rief Ephraim, und sogleich strich der Schnurrant seine Geige, und reimte dabei, daß der Kaffee der Mann, der Zucker das Weib sei; zuerst hole man das Weib mit einer silbernen Zuckerzange, dann aber greife man später mit Händen zu, Mancher irre sich und nehme Salz statt Zucker u. s. w. Diese in jüdischem Kauderwelsch vorgetragenen Schnurrpfeifereien erheiterten die Gesellschaft sehr. Veitel horchte zähnestochernd in seinen Stuhl zurückgelehnt zu; die Wirthin, eine runde, kräftige Gestalt, trat ein, Veitel stand auf, ging ihr entgegen. Der Wirthin folgte schüchtern eine ärmlich gekleidete Frau, wie es schien, in den besten Jahren, mit einem unschönen Gesicht, auf welchem Kummer und Sorgen ihre Denkzeichen zurückgelassen hatten. Veitel holte klimpernd ein Stück Geld aus der Tasche, denn er liebte es, im Angesicht Vieler Wohlthätigkeit zu üben; die Wirthin winkte ihm vertraulich mit den Augen, Veitel steckte sein falsches Viergroschenstück wieder ein.

„Na, Frau Anneliese," sagte die Wirthin zu ihrer Begleiterin, „die Leute sind satt und fressen sie nicht, sie braucht kein Gesicht zu machen, wie die Katz', wenn's

donnert, mach' sie nur keck ein paar schöne Vers' auf die schöne Jungfer Braut und den schönen Herrn Bräutigam, dann kriegt sie auch ein schönes Douceur."

Die Angeredete schlug ihr Auge auf, ein heller Strahl blitzte daraus hervor, und sich zur Braut wendend, sprach sie:

„Bräutchen, hold und wundersam,
Sage mir, wie ist dein Nam'!"

„Veilchen."

Zum Bräutigam gewendet, fuhr sie fort:

„Mann, der du für sie entbrennst,
Sage mir, wie du dich nennst?"

„Herz Moses Helft."

Die Reimerin drückte ihre von der Sonne gebräunte und durch die Arbeit gehärtete Hand fest auf die Augen, und als sie die Hand wieder wegzog, schien das ganze Angesicht verklärt, und sie begann:

„Nichts sind auf Stirne, Mund und Wangen
Die Lilien und Rosen, nichts
Sind Augen voller Tag, wenn sie gleich Sonnen prangen
Am Himmel eines Angesichts.

Dich, himmlisch Veilchen, muß man lieben,
Dich, himmlisch fühlend sanftes Kind,
Auf dessen Antlitz ward von der Natur geschrieben,
Wie fein des Herzens Reize sind."

Ein lautes Ah! und Brav! krönte die Sängerin,

selbst der Possenmacher geigte einen Tusch, daß fast alle Saiten sprangen, und schnitt Fratzen dazu. Ephraim nahm einen Teller, legte einen Ducaten darauf und sammelte bei den Uebrigen; Veilchen riß eine Denkmünze von dem Brautgürtel, der ihren Leib umfing, und legte sie auf den Teller, ihr Gatte machte ein süßsaures Gesicht dabei. Als Ephraim an Veitel kam, sagte er:

„Nun, das ist doch herrlich, Onkel?"

„Die Façon wird zu theuer bezahlt," erwiderte Veitel, während er in der Tasche nach mehreren kleinen Münzen stöberte, um auf dem Teller ein großes Gerassel machen zu können, „wie ich sage, die Façon wird zu theuer bezahlt, wie an durchbrochener Silberarbeit; wenn man das, was die Frau gesagt hat, einschmilzt, und die Reimfaçon wegfällt, kann man nicht so viel Aufhebens davon machen. Wie ich höre, machst du auch Verse. Soll ich dir sagen, wie mir Verse vorkommen?"

„Nun wie denn?"

„Bei uns daheim in Prenzlau ist einmal mit Einem ein Pferd durchgegangen. Mausche wohin? hat ihm Alles zugerufen. Weiß ich's? Das Pferd weiß es, hat er zur Antwort gegeben. Nun sag: geht's nicht auch mit Vers und Reim so? Müssen die Gedanken der Leute, die Verse machen, nicht dahin, wo der Reim hin will?"

„Sie sind ein großer Kritiker," sagte Ephraim lächelnd und brachte der Dichterin die Gaben mit den Worten:

„Nicht als Lohn,
Als Dankeszeichen,
Nimm' die Frohn,
Die wir dir reichen."

„Recht so," rief Veitel, „sie hat mit Du angefangen, und Du mußt den Saldo mit Netto abtragen; wie's in den Wald hineinschallt, schallt's wieder 'raus, sagt das Sprüchwort."

Ein Zucken um die Mundwinkel der Dichterin verrieth, daß sie im Begriff war, ihren Dank abermals in Versen auszudrücken, aber ein richtiges Gefühl sagte ihr, daß dies jetzt ungeeignet wäre, und mit einem höflichen Knicks entfernte sie sich.

Ephraim schlich ihr sobald als thunlich nach, er traf sie in einem Winkel der untern Wirthsstube, mit Heißhunger ein Brod verzehrend und mitunter einen Schluck Bier nehmend. Als sie ihn erblickte, überflog eine Röthe ihr Angesicht, er setzte sich traulich zu ihr, und bald waren sie in ein Gespräch verwickelt, wie zwei alte Bekannte. Die Fremde erzählte von ihrer Jugend, wie sie den Sommer über die Kühe gehütet —

„Ach!" rief Ephraim, „es muß Ihnen bei allem Ungemach doch wohl gewesen sein, auf sonniger Bergwiese ungestört leben und träumen zu können. —

„Ja, in Gedanken ist das schöner, aber ich mußte auf meine Kühe Acht geben und meinen Strumpf dabei stricken, und wenn ich nach Haus kam und hatte über einem Buche das Stricken vergessen, da gab's immer mehr Scheltworte oder gar Schläge als Kartoffeln zu essen; aber draußen war ich doch stets froh

und munter, ich sang die Lieder aus unserm Gesangbuche, die ich fast alle auswendig kannte, hinab in das Thal, und Alles wurde noch einmal so schön und würzig; ich wagte es, einen neuen Vers zu dem Kirchenliede und endlich ein neues Kirchenlied selber zu setzen. Gott wird mir's verzeihen, ich bin nicht mehr so fromm wie sonst, denn oft fragt mich der Versucher: wärst du nicht glücklicher als dumme Bauerndirne, sind die Lieder, die in dir leben, nicht deine Qual? Aber nein, ohne diese himmlische Kraft wäre ich schon lange zusammengebrochen, denn mein Kreuz ist schwer — ich hoffe, daß mein Heiland erscheinen wird; nur Einmal möchte ich frei aus freier Kehle das Lob unseres unsterblichen Helden, des großen Friedrichs, singen" —

„Was hat der große König für Sie gethan?" fragte Ephraim.

„Für mich?" fragte die Dichterin, und eine Röthe durchschoß ihr Angesicht, „für mich hat dieser Erdengott seine Großthaten vollendet, größer als alle Wunder der Vorzeit, daß ich sie anstaune und ihn anbete. Heil dem Helden, der einer Welt gegenüber, die auf ihn heranbraust, unerschütterlich steht, Heil uns, daß dieselbe Sonne über ihm und uns aufgeht!"

Ephraim blickte nachdenklich und beschämt zur Erde, er schalt sich über seine Selbstsucht, und doch konnte er diesen „großen Friedrich" nicht lieben; dieser Frau war er ein Glaubensheld, denn sie war Protestantin. Er verglich seinen Bildungsgang mit dem der Dichterin, und hier offenbarte ihm die neue Stufe, auf der er stand, wieder ihr neues Ungemach; der Zweifel rang

sich bis zu seinem Allerheiligsten hindurch, der Musenquell, aus dem er bisher schöpfte, erschien ihm als eine Cisterne in der Wüste, die leicht vertrocknen und versumpfen konnte; hier fand er eine lebendig sprudelnde Quelle, die sich im schattigen Thalgrunde unter Blumen fortschlängelte. Selbst der schwache Trost, in Stunden der Weihe über sein Schicksal und seine Umgebung erhaben zu sein, schien ihm hiedurch noch mehr verkümmert. Durch eine sonderbare Ideenfolge sah er plötzlich, wie sich aus dem Paradiese dichterischer Begeisterung vier Ströme ergossen: Gott, Freiheit, Vaterland und Liebe — er war nicht mehr jung und noch nicht alt genug, um Gott allein zu singen, Freiheit und Vaterland kannte er nicht, und die Liebe schwebte ihm bisher nur in gestaltloser Sehnsucht vor.

„Hat Sie nicht die Liebe so schön dichten gelehrt?" fragte er die Fremde, und sie erwiderte:

„Ohne Regung, die ich oft beschreibe,
Ohne Zärtlichkeit ward ich zum Weibe,
Ward zur Mutter! wie im wilden Krieg
Unverliebt ein Mädchen werden müßte,
Die ein Krieger halb gezwungen küßte,
Der die Mauer einer Stadt erstieg.

Sing' ich Lieder für der Liebe Kenner,
Dann denk' ich den zärtlichsten der Männer,
Den ich immer wünschte, nie erhielt;
Keine Gattin küßte je getreuer,
Als ich in der Sappho sanftem Feuer
Lippen küßte, die ich nie gefühlt!"

Die Dunkelheit, die allmälig hereingebrochen war, ließ die Röthe in ihrem Angesichte, das sie noch zum Ueberflusse mit ihrer Schürze bedeckte, nicht erkennen. Sie erzählte nun, daß sie zum Zweitenmal verheirathet sei, ihr erster Mann habe sich von ihr scheiden lassen, und jetzt sei sie mit einem Schneider Namens Karsch verheirathet und wohne auf einem Dorfe in der Nähe. Ihre Stimme zitterte heftiger, als sie ihre jetzige Lage erwähnte. Sie sprachen noch lange traulich mit einander, und Ephraim freute sich, „heute, wo seine leibliche Schwester von ihm scheide, eine Schwester in Apoll gefunden zu haben."

„Und dieser sei unser Bruder," sagte die Dichterin, sie zog ein fliegendes Blatt aus ihrem Busen, es waren die ersten „Lieder eines preußischen Grenadiers," deren Verfasser man damals noch nicht kannte. Sie nahm ein kleines Bündel mit Brod und Mehl unter den Arm, reichte Ephraim die Hand mit den Worten: „Gedenken Sie bisweilen der unglücklichen Frau Karschin," und verließ das Zimmer.

Ephraim ging hinaus in den Garten hinter dem Hause, es war ein schöner Herbstabend, eine mondhelle Nacht lag über der Erde, aus der Küche vernahm man das Schäkern der Knechte und Fuhrleute mit den Mägden, er ging weiter hinweg, bis wo keine Menschenstimme mehr zu ihm drang, er sah hinauf zu den ewigen Sternen, er schaute hinab auf den tiefsten Grund seiner Seele. Plötzlich ertönte aus dem stillen Städtchen die Abendglocke zum Gebete, Ephraim zog fast unwillkürlich den Hut ab, er sprach zu dem, der über

den Sternen und in der Tiefe der Menschenbrust wohnt: „Herr Gott, es ist viel Ungemach und Sünde auf deiner schönen Erde, auch ich bin sündig; Herr Gott, laß mich die finden, in der ich das Leben finden soll und die Liebe; siehe, mein Herz ist voll Liebe, gieb mir die Gattin, die du mir geschaffen, ehe ich auf Irrwegen sie suche und verirre.“ Er stand an einen Baum gelehnt ruhig da, sein Blick schweifte in's Weite, in's Unendliche, und schon raschelte der Zweifel wie eine grüne Eidechse mit klugen Aeuglein durch die Blumen seines Glaubens und seiner Liebe, denn er dachte: was soll die Liebe auf dieser Erde, wo sich Alles um die eigene Axe, die Selbstsucht, dreht? Und die Sterne droben, sie wandeln gemessen ihre Bahn, ob wir in Trauer oder Freude, in Krieg oder Frieden auf dieser Erde herumkriechen. —

Plötzlich war es ihm, als ob er die Stimme eines Engels vernähme, der seinen Namen riefe; er fuhr sich mit der Hand über die Stirn, als wollte er den Traum verscheuchen, aber immer wiederholte sich der Ruf, und immer lieblicher, immer näher. Philippine, das dreizehnjährige Kind seines Oheims Abraham, stand endlich vor ihm und erzählte, wie es ihn habe in den Garten gehen sehen, er solle nun kommen, denn der Wagen sei angespannt, man müsse nach Hause, ehe die Festung geschlossen werde.

Ephraim legte seine Hand auf das Haupt des Kindes, dessen schwarze Locken bis auf die Schultern hinabreichten; mit einem reuigen Dankesblick schaute er aufwärts, dann beugte er sich zu dem Kinde hernieder,

das ihn mit seinen hellen braunen Augen, an denen man fast gar kein Weiß bemerken konnte, heiter und unschuldig anblickte; er drückte einen Kuß auf die glatte weiße Stirn, über die noch keine Sorge und keine Reue gezogen war."

„Willst du mein Bräutchen sein?" fragte er das Kind, und dieses erwiderte:

„Krieg' ich auch so eine schöne Kett' und so gute süße Sachen, wie dein Veilchen von ihrem Bräutigam?"

„Noch tausendmal schöner und süßer," sagte er, und wollte das Kind abermals küssen; aber wie aus einem geheimen Gefühl widersetzte es sich mit aller Gewalt dagegen. Ephraim nahm nun das Mädchen bei der Hand und ging mit ihm nach dem Hause. Philippine hüpfte und tanzte lustig an der Hand ihres tiefsinnigen Vetters, denn ihre innere Lebendigkeit ließ sie nie ruhig und gemessenen Schrittes gehen.

Ephraim fragte seinen Oheim Abraham, den Vater seiner jungen Auserkornen, wo denn seine Schwester Veilchen sei; er erfuhr, daß sie heimlich und ohne von Jemand Abschied zu nehmen, abgereist sei. Ephraim wurde traurig, jetzt, da sie von ihm geschieden war, fühlte er plötzlich, was er dieser Schwester hätte sein können, die ihn so innig geliebt und verstanden, und die er so oft von sich gestoßen hatte.

Ephraim kannte den unergründlichen Schmerz dieser verlorenen Seele nicht ganz: seit ihrer Verlobungsstunde, da sie einer unabänderlichen Nothwendigkeit gehorchen zu müssen glaubte, hatte sich Veilchen willenlos allen Folgen dieser Stunde hingegeben, ja sie gefiel sich in

diesem Märtyrthume, aber das Bewußtsein ihres Abfalls von dem eigenen besseren Selbst regte sich dennoch in ihr; sie fürchtete, daß ein unbewachter Augenblick es offenbaren könnte, und darum dankte sie ihrem Manne mit Thränen in den Augen, als er ihrer ersten Bitte willfahrte und heimlich mit ihr abreiste.

Friede und Ruhe ihrem verglimmenden Leben! —

Die Hochzeitgäste schickten sich alle zur Heimkehr an, nur Veitel blieb zurück.

Ephraim saß mit seinem Oheim Abraham, dessen Frau und der kleinen Philippine im Wagen.

„Du mußt dich nun auch bald um ein Ehegespons umsehen," sagte Abraham zu seinem Neffen.

„Das hab' ich schon, und hier sitzt sie," sagte Ephraim, auf Philippine deutend. Abraham lächelte, denn er hielt es für Scherz, aber seine kluge Frau rechnete im Stillen, daß Philippine in drei Jahren sechzehn Jahre alt sei, und zu dieser Zeit hatte sie auch geheirathet.

Man konnte es als vorbildlich ansehen, daß Philippine während dieser längeren Unterredung schon schlief, ihre heitere Kindheit konnte nicht ahnen, was um sie her vorbereitet wurde, und wenn sie zum bewußten Leben erwachte, wollte Ephraim sie in seine Arme schließen.

Es kann vielfach als ein Zeichen moralischer oder physischer Ueberlebtheit angesehen werden, wenn sich gereifte Jünglinge und Männer ihre Gattinnen aus der Kinderstube holen. Es ist ein neuer Reiz für den Uebersättigten, eine sichere Bürgschaft für den Getäuschten,

Betrogenen, nur selten ist es eine Folge ursprünglicher und unberührter Reinheit; versteckte Feigheit und Selbstgefälligkeit liegt sehr oft im Hintergrunde. Man ist hier seines Sieges so gewiß; das Streben nach der unmittelbarsten Uebermacht, gebaut auf ein angewohntes Abhängigkeitsverhältniß, ist nicht selten die geheime Triebfeder jener kinderliebenden Männer. Nur zwei gleich entwickelte Geister, die auf einer entsprechenden Stufe der Reife stehen, können sich in echter und fester Liebe erfassen; daß aber jene höhere Gleichheit, die zugleich die wahre Einheit ist, in der Liebe wie in der Ehe herrschen müsse, dazu mögen sich nur wenige Männer erheben.

Ephraim war sich bei seiner fortgesetzten Neigung zu Philippinen der edelsten Beweggründe bewußt, er wollte sich eine Gattin erziehen, rein, frei und lebensfrisch, er wollte ihr schon frühe Herz und Auge für die feinsten Beziehungen des Lebens öffnen, er wollte ihre Jugend bewußt in das gereiftere Alter überleiten, er wollte die Zweige, die uns in's Gesicht schlagen, wenn wir in den Wäldern des Irrthums den Baum der Erkenntniß und Wahrheit suchen, vor ihr zurückbeugen, mit den edelsten und reinsten Empfindungen seines eigenen Lebens wollte er ihre Jugend nähren, vor Allem aber ihren Gefühlen und Hoffnungen, ihrer Sehnsucht und Liebe, noch ehe eines Fremden Hauch sie berührt und eine vergängliche Wolke darüber ausgebreitet, in seinem Geiste den Ruhepunkt und das Echo verleihen.

So viele und unausgesetzte Mühe sich indeß auch

Ephraim um Bildung und Unterricht Philippinens gab, so gelang es ihm dennoch nicht, die Zügel ihres Geistes in Händen zu behalten und nach Willkür zu lenken. Die spröde und leichtfertige Natur Philippinens warf ihm seine kunstvoll modellirten Ideale oft plötzlich über den Haufen, die Elastizität ihres Geistes ließ dann seine Ermahnungen spurlos abprallen. Der natürliche Takt der Kinder läßt sie oft am schnellsten die Fehler und Grillen ihrer Umgebung, besonders ihrer Lehrer erkennen; Philippine hatte bald bemerkt, daß ihr Mentor, der sie durch die Geschichte des Telemaque führte, sich in einer Gefühlszerfaserung, in einem Liebäugeln mit dem Schmerze gefiel. Der Muthwille und die übersprudelnde Laune Philippinens, deren Geist sich rasch entwickelte, brachten Ephraim oft an den Rand der Verzweiflung, denn er war um diese Zeit doppelt gereizt und reizbar.

In einem Leben, wo jeder erwachende Morgen neuen Kampf und Widerstreit bietet, wo man sich nicht unbewußt und sorglos von dem Strom der allgemeinen Bewegung getragen fühlt, bildet sich ein stetiges Aufmerken, Berichtigen und gewissermaßen ein Buchführen über die eigene Natur aus, das zur Selbsterziehung, aber auch zur Selbstquälerei führen kann.

Nahe seinem dreißigsten Jahre glaubte Ephraim noch an seine verfehlte Lebensstellung; das Kaufmannsleben schien ihm seiner innern Natur zu widersprechen, er glaubte zum Gelehrten geboren zu sein; für einen gebornen Dichter hielt er sich nicht mehr, denn es gelang ihm nur selten, sich „in das Land der Poesie zu

flüchten.“ Er tröstete sich, wenigstens so viel Sinn für die Dichtung und ihre zarteren Regungen zu haben, um das Leben und die Liebe in ihrer tiefsten Beseligung zu genießen; die bewußte Vergessenheit, die stille Trauer über die Lebenswirren sollten in der Liebe ihre Versöhnung und Erhebung finden; er wollte ein still begnügtes Leben führen und die weite Welt vergessen. Aus Resignation hervorgegangen, sollte die Liebe ihm dennoch die unerschöpflichste Fülle erschließen, und darum ward er mißmuthig und traurig, wenn er Philippine für die feineren Schwingungen des Gemüthslebens unempfänglich glaubte; er hatte auf das Weltleben und auf selbstschöpferische Dichtung verzichtet, nun sollte er auch der Liebe entsagen. Er wollte Philippine lehren, diese Welt voll Haß und Aberwitz verschmähen und in seiner Liebe einzigen Ersatz zu finden; aber Philippine blieb sorglos und wollte nichts davon wissen, daß die Welt so entsetzlich sei; und sie fand das Leben eines Judenmädchens gerade so glücklich als das irgend eines andern Menschenkindes.

Wäre Ephraims Blick nicht von vielfachen Wirren umdunkelt gewesen, er hätte die wahre Natur Philippinens erkennen und ihre Heilkraft für sein kränkelndes Innere schätzen müssen. Ein Gemüth wie das seiner Schwester Veilchen, in welchem seine Schwermuth und sein Wehklagen nur entsprechenden Widerhall gefunden hätte, würde seine Krankhaftigkeit nur gesteigert, nicht versöhnt haben, hier, in Philippinen war Jugendmuth und Lebenskraft; was kümmerte sie Judenthum und Christenthum, die Sonne war schön, die Blumen duftig,

ihre Lieder klangen hell, und himmelblau kleidete sie sehr gut.

Die italienischen Lieder, welche Philippine mit munterer und frischer Stimme zur Laute sang, waren fast noch das Einzige, was Ephraim ihren Umgang erfreulich machte; sie waren meist scherzhaften, neckischen Inhalts, und Ephraim machte im Stillen die Bemerkung, daß auch der Vogel im Käfig sich beim Gesang hinaus träumen könne in den freien rauschenden Wald, wo er sich auf den Zweigen wiegt. Bemerkte Philippine seine Verstimmung, so griff sie unvermerkt die Molltöne und sang ein Liebeslied voll schmelzender Innigkeit, dabei sah sie ihn bisweilen schalkhaft und verstohlen an, sie sah wie sein Auge glänzte und sein ganzes Wesen sich erheiterte; denn wo solche Töne aus der Seele dringen, muß ein tieferes Erkennen sein, sagte er sich; plötzlich aber siegte wieder der Uebermuth und sie parodirte nicht selten das, was sie eben gesungen hatte.

Wenn Ephraim seine Ideen und Kenntnisse mit Ernsthaftigkeit vortrug, so mißverstand ihn Philippine oft geflissentlich; wenn er im Laufe des Gespräches ihr eine neue Ansicht eröffnen wollte, so streifte sie leicht darüber weg.

Als Ephraim einst Philippinen in begeisterten Worten die Hoheit der Dichtungen Racine's und Corneille's auseinandersetzte, hörte diese scheinbar aufmerksam zu, sagte aber doch zuletzt: „Ich weiß nicht, ob diese Helden Suppe und Fleisch essen und Strümpfe anziehen können. Ich kann mir nicht denken, was sie im Leben treiben."

Ein innerer Gram zehrte an der Seele Ephraims. Wenn er zu Hause war, pflog er im Geiste oft stundenlang Unterredungen mit Philippinen, die Kernhaftigkeit und Frische ihres Wesens erschien ihm immer klarer, mit hochklopfender Brust ging er tagtäglich nach ihrem Hause, und still, in sich gekehrt, verarmt verließ er es, um den andern Tag wieder denselben Weg mit denselben Hoffnungen und Täuschungen zu machen.

Nichts ist bei einigem geistigen Besitzthum leichter, nichts aber auch gefährlicher, als in einem beschränkten, dem Erwerbe zugewendeten Lebenskreise sich als bevorzugter Geist, als Genie geltend zu machen, und sich die gesellschaftlichen Kronrechte solcher Majestät anzueignen. Kaum hatte Ephraim im stillen Bewußtsein seines höhern Strebens die anfänglichen Spötteleien über seine unpraktischen Grillen überwunden, als er schon anfing, sich in diesem Widerspruche mit seinen Umgebungen zu gefallen und ihn geflissentlich greller herauszukehren; er liebte es sogar bisweilen, wenn man ihn unpraktisch, überschwenglich und schwärmerisch nannte, er lächelte dann still, denn er sah hierin nur die Bestätigung dessen, was er sich zum gerechten Stolz anrechnete. Oft trat er zu Philippine in das Zimmer, warf Hut und Mantel schnell ab, setzte sich nachsinnend in einen Winkel oder lief, in seinen Locken wühlend, stürmisch auf und ab; wenn ihn dann Philippine bescheiden nach der Ursache fragte, sagte er gewöhnlich: „Laß mich, ich bin aufgeregt, es wird schon allein ausklingen.“ —

Einst, da er in der Dämmerung wieder so in's Zimmer getreten war, schlich sich Philippine leise nach dem Stuhle, nahm seinen Mantel, hüllte sich darein, und das Zimmer auf- und abstürmend, sich in den Locken wühlend, rief sie: „Laßt mich, ich bin aufgeregt, ich heiße Narr — cissus, Narr — cissus!" Sie schwenkte sich mit so unnennbarer Grazie, ihr vollkommen entwickelter Körper bewegte sich so harmonisch und keck, auf ihrem schelmischen Antlitze lag ein so liebliches Lächeln, daß jeder Andere sie mit Wonne umschlungen hätte, nur Ephraim saß kalt und grämlich da. Philippine legte still den Mantel wieder ab, und von dieser Stunde an war sie von Ephraim getrennt, sie erkannte, daß er ihre eigenste Natur nicht anerkennen und sie tyrannisch nach seinen Wünschen ummodeln wollte. Die Neckereien und kleinen Streitigkeiten, welche Beide nun fortwährend mit einander hatten, trennten sie immer mehr, und Ephraim zog sich endlich zurück.

12. Der praktische Kopf.

Ephraim faßte den Entschluß, sich aus dem Geschäftsleben zurückzuziehen und allein seiner Muße zu leben; er hatte auf die Hoffnung verzichtet, sich auf dem festen Grunde der Liebe ein eigenes Familienleben auferbauen zu können, er bedurfte nun keines größeren Erwerbes mehr, zur Befriedigung seiner eigenen Bedürfnisse war sein Vermögen vollkommen zureichend.

Lessing hatte ihm gerathen, sich die Regeln der deutschen Prosodie anzueignen, und wenn er nun des Tages über Gelder gezählt, gewogen und controlirt hatte, ging er des Abends an eine gleiche Arbeit mit Sylben und Versen, jedes mußte über Abstammung, Charakter und den gewöhnlichen Courswerth sich legitimiren, hier pflog er auch seinen häufigsten feingemessenen Umgang mit dem weiblichen Geschlechte — der Aufschlagsylben. Alles ging nach der strengsten Rangordnung, denn oben saß Themis in der Gestalt des Professor Ramler auf seinem Kathederparnasse, und hinter ihm eine große schwarze Tafel, auf welche die Sünden aller leichtfertigen oder übermüthigen Gesetzesverräther angekreidet wurden.

Unter dem Vorwand einer Krankheit saß Ephraim versuchsweise zuerst einige Tage auf seinem Zimmer. Er harrt der Ankunft eines hohen Himmlischen, da sitzt er an dem Tische, alles um ihn her ist still, von dem ewigen Wogen und Strömen des Weltlebens dringt kein Laut zu ihm, er kann dem leisesten Flüstern seines Innern lauschen, alle Erlebnisse, Beziehungen und Anknüpfungspunkte an die Alltäglichkeit hat er von sich abgelöst, frei will er im freien Aether schweben, in jener höheren Luftschichte, wo die Dünste und Nebel der niedern Sphäre verronnen sind, dort will er vom Genius, vom Göttlichen und urewig Menschlichen einen Lichtstrahl einsaugen, und ihn als Glorie an seine Stirn fesseln. Aber plötzlich schnellt eine Erinnerung, ein Gedanke, eine Person aus der Erdregion zu ihm herauf, Philippine, sein Vater oder Heymann Lisse

stand plötzlich vor ihm, und er findet sich keuchend am Boden kriechen. Gerade diese gewaltsam überschraubte, das alltägliche Leben von sich stoßende Idealität schlug plötzlich in ihr Gegentheil um; gerade weil er glaubte, nur außerhalb seines Lebens und Treibens dichten zu können und zu müssen, gerade weil er es nicht versuchte, dieses Leben selber zu verklären und zu versöhnen, heftete es sich als Rachegeist um so gewaltsamer an ihn und machte seinen Flug erlahmen.

Die gutgeschnittenen Federn und das feine weiße Papier lagen noch unberührt vor ihm, er lehnte sich lächelnd in seinen Stuhl zurück und betrachtete wehmüthig seine Umgebung und sein trauriges Bemühen; er kritzelte abenteuerliche Figuren auf das Papier, er zerkaute nachdenklich die Feder, immer noch will der heilige Geist der Dichtung nicht über ihn kommen, er wandelt das Zimmer auf und ab, nimmt ein Buch und liest, aber er weiß nicht, was er gelesen, er schreibt eines seiner ältern Gedichte ab, sehr schön, in Fraktur und mit den kühnsten Zügen eingerahmt, und endlich gelingt es ihm, eine Apostrophe an Gott, an den Frühling, oder an seinen eignen Geist in Form einer Ode zu richten. Er hatte bei seiner Vereinsamung eine Krankheit vorgeschützt, er wußte selber nicht, wie wenig poetische Licenz hierbei war.

Ephraim kam zu Lessing, er zeigte ihm wieder mehrere seiner Gedichte und klagte über sein trauriges Schicksal.

„Man kann nicht zweien Herren dienen,“ sagte Ephraim, „wenn ich die Leier Apolls rühren will,

gleich schlägt Merkur mit seiner Elle darein, an welcher die beiden Schlangen Debet und Credit heißen, und sich einen Kanon zuzischeln.“

„Es ist ein sehr feiner Zug im Homer,“ sagte Lessing, „daß Ulysses noch auf Ithaka jammert und klagt und es nicht erkennt, daß er schon zu Hause ist; so geht's auch Ihnen, Sie quälen sich umsonst, Ihrem Geiste Toga oder Meßgewand der Ode umzuhängen und ihn den Weihrauchkessel schwingen zu lassen, die Pritsche und die buntscheckige Jacke des Arlequins steht Ihnen viel natürlicher; dabei können Sie recht wohl mitunter die Elle mit der Pritsche vertauschen. Nehmen wir das nächste Beispiel: mein Freund Mendelssohn servirt in der Seidenwaarenhandlung der Wittwe Bernhard, und ist dabei ein tüchtiger Philosoph, ich schreibe hier Ordonnanzen und allerlei, ich weiß es, wie unbedeutende Beschäftigungen mehr ermüden, als das anstrengendste Studiren, und dieser Zirkel erlogener Vergnügungen und Zerstreuungen über Zerstreuungen zerrüttet die stumpf gewordene Seele. O meine Zeit, meine Zeit, mein Alles was ich habe, und sie so, so aufopfern.“

Lessing sah mißmuthig drein und schwieg plötzlich.

„Vielleicht liegt es im Charakter unserer Zeit,“ erklärte Ephraim, „daß Niemand ganz Eins sein soll. Unser König selbst ist Krieger und Philosoph und Beide schließen einander doch eigentlich aus; der preußische Adler hat auch zwei Köpfe, nur hat er den einen geschickt hinter dem andern versteckt, und ist nicht so offen wie der österreichische.“

Lessing stutzte über diese kecke Betrachtungsweise, er schien aber nicht darauf eingehen zu wollen, denn er fuhr bei der nächsten Sache bleibend fort: „Ich habe Ihnen schon bei unserer ersten Zusammenkunft gesagt, daß Sie mir zum Epigramm eine vorzügliche Befähigung zu haben scheinen. Ich sehe nämlich im Sinngedicht, oder nach dem alten Gebrauche im Epigramm, ein Gedicht, in welchem, nach Art der eigentlichen Aufschrift, unsere Aufmerksamkeit und Neugierde auf irgend einen einzelnen Gegenstand erregt, und mehr oder weniger hingehalten werden, um sie mit eins zu befriedigen. Ich weiche darin von Skaliger, Boileau und Batteux ab. Wir wollen noch weiter darüber reden. Jetzt wollte ich Ihnen nur sagen, daß Sie Ihre Fähigkeit dankbar einsehen müssen. Ihr Lebensberuf wird Sie nicht hindern, ja wohl eher fördern. Wer wollte den ganzen Tag Epigramme machen? Sehen Sie, diese kleinen Verse sind kerniger als alle Ihre bukolischen Gedichte:

An die Rosalia.

„Rosalia, ich muß bekennen,
Ein treues Mädchen ist ein Paradies zu nennen,
Ein Name, der ihm desto mehr gebührt,
Weil man es allzu bald verliert.“

„Ach, das galt einer längst verschwundenen Geliebten, der Tochter meines Schreiblehrers,“ sagte Ephraim lächelnd.

„Desto besser,“ sagte Lessing. „Es trägt sich keine Begebenheit so zu, wie sie der Dichter brauchen kann. Alle Dichtung schafft aus Wahrheit und Phantasie ein

Drittes, das keines von Beiden und doch Beides ist. Auch dies gefällt mir gut," fuhr Lessing nach einer Pause fort, „hier stehen Sie gewiß auf eignem Boden:

Das gute Volk.

Dies Volk ist recht nach Gottes Bilde;
Ist gegen arme Brüder milde,
Heilt Kranke, fordert keinen Lohn;
Wie heißt die seltene Nation?
Sind's Juden? Christen? — Es sind Wilde.

Hier haben Sie den Standpunkt der eiteln Spezialität überwunden, die Dichtung ist der Herold der Humanität, ich will das in einem größeren Werke versuchen, aber zuvörderst müssen mir meine Soldaten hier zu einem Gemälde sitzen, das ich frisch aus der Zeit herausgreife. Vielleicht finde ich dann ein höheres, ein himmlisches Jerusalem, wo sich die großen Trennungen der Welt lösen."

Das Auge Lessings glänzte, sein ganzes Antlitz war wie lichtstrahlend, es schien, als ob er eben jetzt im lebhaften Gespräche, da er zum Erstenmal in Worten, die nur ihm verständlich waren, an ein still im tiefsten Herzen getragenes Geheimniß rührte, nun auch den Boden und die Gestalten sah, darin er eine neue Offenbarung aufgehen ließ.

Dem reinen Geist hatte Lessing in's Antlitz geschaut und sein Antlitz glänzte, und das Wort Nathan bedeutet im Ebräischen: „Er hat's gegeben."

Jetzt mußte Lessing einer anderen Erörterung folgen.

Ephraim erzählte, wie ihn die Schilderungen von Leben und Sitten wilder Nationen, besonders derer von Otaheiti, stets mächtig ergriffen, Tugend und Sittenreinheit ohne Pfaffen, Gesetzmäßigkeit ohne Polizei, hier finde sich die echte und gesunde Menschennatur, oft fühle er einen fast unbezwingbaren Drang in sich, fort zu wandern, dort unter den einfältigen Kindern der Natur ein umfriedetes und gesundes Leben zu führen.

Lessing hatte von der Wahrheit in dem fingirten Naturzustande der Philosophen und dem wirklichen der Wilden gesprochen, als das Gespräch durch den Eintritt Veitel Ephraims unterbrochen wurde.

„Verderben Sie mir nur meinen Neffen nicht noch mehr," sagte er halb lächelnd zu Lessing im Verlauf des Gesprächs, „er ist ohnehin so unpraktisch und ein halber Gelehrter; der Christ kann ein Gelehrter sein, was liegt ihm daran? er hat's doch gut und steht in Ansehen, aber ein Jud, der kein Geld hat und keines erwirbt, ist eine Null. Der einzige praktische Gelehrte, der mir noch vorgekommen ist, war der Voltaire."

„Wie so?" fragte Lessing.

„Wie so?" erwiderte Veitel, „der hat sich Geld genug gesammelt, wie ein echter praktischer Mann."

Man sprach über die Entzweiung Voltaire's mit Friedrich, und Veitel bemerkte:

„Jeder Mensch hat seine Liebhabereien, andere Könige, der eine hat seine Freud' an schönen Frauenzimmern, ein anderer an der Jagd, oder er spielt mit Soldaten, oder ist ein Roßkamm; ein dritter hat sein

Steckenpferd an der Religion, an Antiken oder an gemalter Leinwand. Unser König will von alle dem nichts, er findet sein Vergnügen an schönen Hunden, an Affen und an Spaßmachern; der Voltaire war sein Hofnarr, wenn man einen Affen barbiert und ihm eine Perücke aufsetzt, kann man ihn nicht davon unterscheiden; ihr kennt ja die Geschichte, wie man ihn auf einer Revuereise für einen Affen gehalten hat. Ich sag' euch, der war mit allen Hunden gehetzt, ein durchtriebener spekulativer Kopf, er hat mit den sächsischen Steuerscheinen und den falschen Juwelen sogar den Abraham Hirsch betrügen wollen, aber wenn sie noch so gescheit sind, ist der Jud noch immer siebenmal gescheiter; was den Handel betrifft, dürfen sie früh aufstehen, ehe sie einen Jud auslernen."

Ephraim zerknitterte ein Papier, das er in Händen hielt, und biß sich die Lippen fast wund; die widerliche gespreizte Selbstgefälligkeit, mit der sich viele Handelsleute den Unpraktischen und Phantasten — wie sie alle Männer idealen Strebens nennen — gegenüberstellen, sprang ihm hier grell in die Augen, er verzweifelte an einer geistigen Erhebung der Juden, da er ihr ganzes Dichten und Trachten nur auf Erwerb gerichtet sah.

Er fürchtete für die wohlwollenden Gesinnungen Lessings.

„Was halten Sie von den Juden?" fragte er diesen, als Veitel zu dem General gegangen war.

„Sie wollen fragen," erwiderte Lessing, „was ich von Ihrem Oheim halte. Man bezeichnet den Vorzug

des Menschen vor dem Thiere damit, daß der Mensch allein die Vernunft und den Daumen hat. Ihr Herr Oheim benutzt seine menschliche Vernunft zu sehr klugen Handelsspekulationen, und seinen Daumen zu sehr eifrigem Geldzählen. Solchen Gebrauch der menschlichen Vorzüge finden Sie tausendweise unter den verschiedensten Confessionsverwandten. Für Ihre Dichtung können aber Charaktere dieser Art von großem Nutzen sein."

„Mich empört und kränkt aber mein Oheim, so oft ich mit ihm disputire."

„So unterlassen Sie das," sagte Lessing lächelnd. „Es ist ein altes Gesetz der Waffenehre, daß man sich nur mit Ebenbürtigen schlägt. Uebertragen Sie das auch möglichst auf den geistigen Streit."

Ephraim lächelte zufrieden, er sah in dieser Mahnung zugleich auch ein Lob, und in der eigenthümlichen Wendung, die sein Geist bei jedem äußern Anstoß annahm, sagte er: „Das ist gut. Sie haben Recht. Ich will auch, wenn ich einen im Verse gefangenen Schelm einbringe, wie unser König beim Anblick der gefangenen Panduren ausrufen: und mit solchem Gesindel muß ich mich herumschlagen! Das hilft. Und unser König hat doch auch Ruhm und Größe von seinem Kampfe mit den lumpigen Panduren. Sie sollen Ihre Freude an meinen Gefangenen haben."

Ephraim ging beruhigt und heiter von Lessing weg, er war durch ihn dem Leben näher gerückt und hatte zugleich eine poetische Tarnkappe erhalten, die vor allen Schlägen und Pfeilen der Gewöhnlichkeit schützte.

Zu Hause heftete er ein Buch zusammen und schrieb mit einer Rabenfeder in gar zierlicher Fraktur „Epigramme“ darauf. Als Motto dichtete er: „An die Thoren:“

„Gegründet ist die Leinewand,
Den Pinsel hab' ich in der Hand:
Kommt, Thoren, laßt euch malen!
Ihr braucht mir nichts zu zahlen.“

13. Der unpraktische Kopf.

Mit freudeglänzendem Angesicht ging Ephraim das Zimmer auf und ab, er glaubte nun die Dichtungsart gefunden zu haben, in der sich Licht und Freude erschließen, da trat Veitel mit heiterer Miene zu ihm ein. „Gratulire mir, ich habe den Contract abgeschlossen, und dadurch meinen Gegner, den Itzig, contract gemacht; ich komme so eben vom Könige,“ sagte Veitel.

„Vom Könige?“

„Ja, vom Könige, der ist wie der weise Salomon, ihm ist gar nichts verborgen, er versteht allen Handel, alle Handwerke und alle Wissenschaften, er hält jetzt Sachsen besetzt, und will mit sächsischem Stempel viel Geld prägen lassen, das den Drittheil Werth hat, ich habe die Lieferung übernommen; Kindskindern soll man in's Testament setzen, daß sie nur mit vornehmen Herren umgehen sollen; von einem goldenen Rad fällt ein silbernes Nägelchen, sagt das Sprüchwort, es ist immer

was dabei zu verdienen. Ich habe mit dem Könige fast eine Stund' lang über alle möglichen Sachen gesprochen."

Ephraim vergaß bald, daß er sich das Wesen seines Oheims zur Charakterstudie, zum „Motiv für ein Bild," wie sich die Künstler ausdrücken, ersehen hatte, er gerieth in Aufregung, und verlor dadurch seinen Standpunkt und seine Verträglichkeit.

„Davon reden Sie nie," sagte er, und eine Zornesgluth brannte in seinem Angesicht, „daß der König den Schandfleck auf unserm Herzen, der ihn mehr schändet als uns, wegnehmen soll; daß er uns frei machen muß, wenn Vernunft und Menschlichkeit nicht bloßer Wortschall auf seinen Lippen sein sollen. O! wie gern zöge ich mit in den Krieg und vergösse mein Blut, und wenn ich stürbe, würde ich ihm zurufen: siehe, auch ein Jude kann tapfer sein!"

„Junge, Junge," erwiderte Veitel, „deine Worte in Feuer vergoldet, du bist doch sonst gescheit, aber ich glaub', du hast einen Rappel, du bist doch sonst so geschickt in der Feder und in Allem, wo steht's geschrieben, daß ich mich in den Krieg zwischen dem König und der Maria Theresia hineinmeliren soll? Laß sie sich verdefendiren, ich will sehen, wer Meister wird. Ich sag' dir, ich bin froh, daß keine Juden mit in den Krieg brauchen; läßt sich nur so für passer le temps mir nichts dir nichts todt schießen; da weiß ich doch etwas Besseres zu handthieren." Hiebei klimperte er mit dem Golde, das er für etwa nöthige Bestechung zu sich gesteckt hatte.

„Und die Schmach und die Geringschätzung?“ rief Ephraim.

„Geringschätzung ist,“ erwiderte Veitel, „wenn man Einen gering schätzt, daß er wenig Geld hat. Ich sage dir, Tausende von ihnen lassen sich auch Alles gefallen, wenn sie nur Geld verdienen, das ist auch die Hauptsache, alles Andere — geb' ich keine Prise Tabak dafür.“ Und er holte sich eine solche aus seiner goldenen Dose, schnupfte sie mit Behagen und bot auch seinem Neffen eine Prise an.

Obgleich mißmuthig darüber, sich so weit mit seinem Oheim eingelassen zu haben, fuhr Ephraim dennoch fast unwillkürlich fort: „Und das höchste Gut, die Ehre gilt Euch nichts? und die leidenden Mitmenschen kennt Ihr nicht?“

Veitel lächelte eine Weile still, und schüttelte den Kopf, dann erwiderte er: „Was, Ehre! Iß von deiner Ehre, wenn du nichts hast, oder geh' in dein Comptoir und laß dir sie wechseln; in Unehre ist man, wenn man kein Geld hat; sei du froh, daß unser Herrgott dich und unsere ganze Verwandtschaft nicht in den Fall gesetzt hat; die Anderen sollen auch sehen, wie sie sich fortbringen. Ich sage dir: wenn unser König (Gott soll ihn hundert Jahr alt werden lassen) zu mir sagen thät: „„Veitel, ich will dich zum Baron machen, aber gieb deinen Handel auf,““ siehst du, da will ich Gift und Opperment mit hineinschnupfen, wenn ich ein anderes Wort sagen thät, als ich thät sagen: den Baron nehm' ich unterthänigst an, Euer Majestät (warum? weil ich als Baron mit den Baronen besser

handeln kann), aber Euer Majestät muß ich bitten, mich bei meinem Handel und Wandel zu lassen, wie ich's gewohnt bin." — Bei diesen Worten zog Veitel seinen Hut ab und machte eine tiefe Verbeugung, als ob er wirklich vor dem Könige stände. Die Hand auf die Schultern seines Neffen legend, sprach er dann weiter: „Ich sehe schon, wie du noch ganz andere Gedanken kriegst, wenn du einmal in meine Schuhe kömmst; ich habe schon mehr Vögel so pfeifen hören, na, na, man kennt ja die Geschichten: ich will lieber verhungern und mir selbst die Finger abnagen, ehe ich etwas Anderm folge als der Wahrheit und der Ehre. Was ist am Ende Wahrheit, und was ist Ehre? — Geld! Siehst du, da kann ich dir das beste Exempel geben an dem langen Emanuel, den ich bei mir habe, und der droben im Eckstübchen schreibt. Als wir noch jung gewesen sind, so ein sechzehn, achtzehn alt, damals hat mein Vater und der seinige noch in Prenzlau gewohnt, sein Vater war der Reichste im ganzen Ort; wie oft war ich froh, wenn mir seine Mutter einen guten Teller voll Suppe gegeben hat. Nun sieh einmal, damals war er reich und ich arm, und jetzt ist er froh, daß er bei mir ein Unterkommen gefunden hat; ich laß ihm aber auch nichts abgehen, so lange mir ein Aug' offen steht; er hat's bei mir wie das Kind im Hause und dient auch schon sechzehn Jahre treu und ehrlich, ich kann von ihm sagen, wie in der Thorah steht: „In meinem ganzen Hause ist er vertraut." (4. B. M. 12, 7.) — Daß ich aber wieder zurückkomme auf das, warum ich dir eigentlich die Geschichte erzähle.

Der Emanuel war reich, und hat beim Pfarrer im Ort viel gelernt, deutsch und französisch, er liest französisch wie Wasser (geläufig), er kann den Voltaire und den Homer (ich weiß viel wie all die Hokuspokusmacher heißen, so soll ich wissen von meinen Sünden) er kann sie auswendig; in der ganzen Gegend war ein Lärm von der Geschicklichkeit des Emanuel, und wie er so schön Violin spielt, bei allen Herrschaften wohl gelitten ist, und mit ihnen ißt und trinkt was Gott verboten hat. Das muß man ihm nachsagen, stolz war er nie, mit zerlumpten Kindern hat er sich oft stundenweise unterhalten, aber sein Vater ist ihm zu frühe gestorben, und er hat nicht hauszuhalten gewußt und ist mit seinem Geld nach Berlin gezogen. Hier hat er einmal eine Bittschrift an den alten König Friedrich Wilhelm eingereicht, daß er den über die Juden ausgesprochenen Bann aufheben soll, daß es unköniglich sei, wenn die Juden die wilden Schweine vom Treibjagen jährlich kaufen müßten, und noch viele andere Punkte, und zuletzt, daß man die Jugend bilden und aufklären soll. Da ist er aber gerade an den rechten Mann gekommen, der hat von all den Narrenpossen mit der Aufklärung nichts wissen wollen, und hat's gern gesehen, wenn Jeder bei seinem Leisten geblieben ist; mit Schimpf und Schand' hat er den Emanuel fortgeschickt, als er einmal bei ihm in Audienz war. Er ist sonst nicht gut darauf zu sprechen, und man darf ihn nicht daran erinnern, wenn man ihn nicht in Wuth bringen will, aber mir hat er's einmal in einer vertraulichen Stunde gesagt, wie es ihm

gegangen ist. Er steht also vor dem König und schwatzt viel über Juden, was weiß ich? von Handwerklernen, Schuleinrichtungen, Bürgertugenden und wie all die Schmues (Lappalien) pour rien dits heißen. Als er fertig ist, geht der König im Zimmer auf und ab, und schwenkt sein spanisches Rohr, an dem ein emaillirter achtzehncaratiger Knopf ist (ich hab' ihn erst vor vier Wochen in der Hand gehabt): „Schad', schad'," sagt der König immer vor sich hin, „aber es geht nicht, es kann nicht sein." Mein Emanuel ist ganz erfreut, daß der König so gnädig ist, und sagt: so und so kann man's machen, und Euer' Majestät werden verehrt werden wie ein Messias, wie ein Vater von seinen Kindern. Da dreht sich der König um, und sieht ihn an, mit ein Paar Augen, der Emanuel hat mir gesagt, und wenn man ihm alle Adern geschlagen hätt', er hätt' kein Blut gegeben. Was sagt Er? ruft der König, Er will mir vorschreiben, was ich thun soll? Was versteht denn Er, was ich meine? Es ist schade, hab' ich bei mir gedacht, daß Er ein Jud ist, Er hätt' gerad die rechte Größe für mein Garde du Corps, da könnt' man ihm auch sein nichtsnutziges Raisonniren aus dem Kopf treiben, aber mit euch Juden ist nichts anzufangen, ihr seid verdammt, hier und dort. Ihm aber will ich's sagen, bekümmer' Er sich nicht um Dinge, die ihn nichts angehen, treib' Er seinen Handel, wie's Ihm erlaubt ist, und wie sich's von Ihm schickt, oder — noch ein Wort und ich lass' Ihm auf Abschlag fünf und zwanzig aus dem ff aufzählen — dabei winkt er ihm ganz deutlich mit dem spanischen Rohr, daß

meinem Emanuel schon der Buckel brennt. Wie meinst du, daß der froh war, als er das Schloß hinter sich gehabt hat? Aber der Emanuel war auch ein Hitzkopf. In der ganzen Stadt ist er bei allen Glaubensgenossen herumgelaufen und hat gepredigt und gedroschen: alle Juden seien nichts nutz, weil sie nicht nach Amerika auswandern. Ist das nicht närrisch?"

„Ich glaube auch, daß man nicht von Jedem verlangen kann, sein Vaterland zu verlassen."

„Vaterland, nimm mir's nicht übel, das ist wieder so so . . . ein studirtes Wort. Was geht mich Vaterland an? Aber was brauch' ich mehr? Kann man in Amerika mehr als essen und trinken und schlafen?"

„Wie erging es dem Emanuel weiter?" fragte Ephraim ablenkend.

„Ja, ich will dir weiter erzählen. In einer Nacht hat er einmal Alles zusammengepackt, und hat sich auf und davon gemacht. Was war ihm an ein paar hundert Thalern gelegen? Ganz liquide Schulden, die er nicht schnell einziehen kann, verkauft er für ein Bagatell; mit noch so einem Thunichtgut verläßt er Berlin, um schnurstracks nach Amerika zu gehen, unter wilde Menschen, wo man sein Leben auf der Hand trägt; da hilft kein Bitten und Betteln, alles umsonst; der Freigeist, der sich an ihn gehängt hat — sapperment, daß mir der Name nicht einfällt, siehst du, das macht das Alter und die Sorgen, na, was thut man damit? — der Freigeist weiß ihm Alles auszureden, und sie gehen gerades Weges nach Amsterdam. Hier bleiben sie ein paar Tage, mein Emanuel steht eines

Morgens früh auf, er sieht nach seinem Schlafkameraden — siehst du, jetzt fällt mir der Name ein, Mardon hat er geheißen — er denkt, der liegt noch auf der faulen Haut, er hat ja nichts zu thun, er findet aber das Nest leer; mein Emanuel denkt noch immer nichts Böses, schellt, der Kellner kommt: wo ist Herr Mardon? Er ging an den Hafen, um die Schiffe abgehen zu sehen; mein Emanuel denkt noch immer nichts Böses. Es ist mir jetzt in diesem Augenblick noch unbegreiflich, wie ein Mensch so sein kann, und noch dazu auf der Reise; da sieht man doch gewiß jeden Morgen nach seinem Geld. Es hat ihm so gehen müssen, es ist nicht anders möglich. Nach dem Mittagstisch, Mardon ist immer noch nicht da, mein Emanuel geht singend und trillernd auf sein Zimmer, um sich Taschengeld zu holen, er macht das Kästchen auf, wo er weiß, daß er tausend koschere holländische Dukaten von den alten guten drin hat; es ist ein Gotteswunder, daß ihn nicht der Schlag gerührt hat, und daß er nicht auf dem Platz todt geblieben ist; er macht auf, sucht vorn, sucht hinten, der Angstschweiß steht ihm auf der Stirne; er weiß das Plätzchen, wo er sie hingelegt hat, da ist aber keine Spur mehr davon: er reißt alle Schubladen 'raus, wirft sie auf den Boden, überall nichts. Jetzt plötzlich geht ihm endlich ein Licht auf, statt aber gleich auf die Polizei zu laufen, reißt er sich die Haar' aus, wirft sich auf den Boden und schreit, daß sich ein Kind im Mutterleib hätt' darüber erbarmen müssen. Alles im ganzen Hause lauft zusammen, er erzählt sein Schicksal, und reißt

sich immer ein über das anderemal ganze Büschel Haar' aus dem Kopf heraus; die Leut' die es hören, wie das so geht, die Einen glauben's, die Andern glauben's nicht. Ich will's kurz machen, mit knapper Noth hat ein Mann aus Mainz, der die Familie gekannt hat, den Emanuel ausgelöst und ihn zu sich in die Handlung genommen. Was aber ein ehrlicher Schlemiehl ist! Seinen Lohn, den er sich in anderthalb Jahren erspart hat, nimmt er und bezahlt damit die Zeche für sich und für den Mardon; das sind Geschichten für einen Tollhäusler. Nachher ist er von Amsterdam weg, und in der ganzen Welt herum gelaufen. So ist er jetzt unstät und flüchtig, und wenn man's recht betrachtet, woher? — Weil er nicht vor seiner Thür gekehrt und sich um Dinge angenommen hat, die ihn nichts angehen. Was geht mich die leidende Menschheit an? Wenn sie leidend ist, soll sie sich ein Pflaster drauf legen. Hätt' er's gemacht wie unser eins, hätt' sieben gerad sein lassen, und hätt' gute Geschäfte gemacht, so hätt' er seine goldenen Ducaten noch, und noch dreimal mehr, hätt' Frau und Kinder und brauchte sich nicht herumstoßen zu lassen unter fremden Leuten, er wäre jetzt einer der Ersten in der Gemeinde, kein Bischen weniger als unser eins. Nun gieb acht, hier hast du ein Exempel, ich rathe dir als dein Onkel, mach' daß du dein Geld gut anlegst, und das andere laß gehen wie's geht."

Ephraim heftete den Blick zur Erde, als sein Oheim geendet hatte, und ohne die Augen zu erheben fragte er: „Wie kam denn der Emanuel zu Euch in's Haus?"

„Morgen über vier Wochen haben wir Purim (Hamansfest), da werden's sechzehn Jahr, gerad so alt als unbeschrien mein Zerlinchen ist. Es ist also Purim, ich gehe Morgens aus der Schul (Synagoge) heim in Sorgen, wo ich wieder Einen kriege, der mir meine Bücher führt — so gewiß soll ich wissen, daß ich in Gan Eden (Paradies) komme, als ich weiß, daß mir mein alter Buchhalter einen Zehnthalerschein unterschlagen hat — ich geh' also in einer Sorge vor mich hin, es war eine grimme Kält', Stein und Bein zusammengefroren, da seh' ich einen großen Mann, einen Rock hat er an, der vor acht Jahren einmal auf einem andern Leib neu gewesen ist, zehn Katzen finden kein Mäuschen mehr darin; einen Hut hat er auf dem Kopf, ich hebe ihn nicht von der Gasse auf, seine Hände sieht man gar nicht, er hat sie in die Rockärmel verschlupft, weil er keine Handschuh hat; ich betrachte mir den Menschen, der bei alledem noch so stolz und kerzengerade wie ein Grenadier einhergeht, sein Gesicht ist mir bekänntlich, ich mein' ich sollt' ihn kennen, er sieht mich auch so an, wie wenn Einer sagt: dich sollt' ich kennen, ich weiß aber nur nicht, wo ich dich hinthun soll; wir gehen vor einander vorüber, ich drehe mich noch einmal um, er dreht sich auch um; Emanuel sag' ich, Veitel sagt er und will mir um den Hals fallen; nun bedenk' auf offener Straß' mit einem Menschen in solch einem Aufzug — ich wehr's ab und sage: Emanuel, wenn du in einer halben Stunde zu mir kommen willst, da und da wohn' ich. — Eine Weile darauf hör' ich draußen in der Küch' einen Lärm,

meine Frau liegt gerade in Kindsnöthen; ich geh' hinaus und will Ruh' machen; da seh' ich wie der Emanuel Händel hat mit meiner Köchin, sie will ihn par tout nicht zu mir hereinlassen, und will ihm seinen halben guten Groschen geben, wie es jeder ehrsame Bettler in meinem Haus kriegt; ich hab's ihr streng verboten, keinen Bettler zu mir zu lassen. Da kommen sie und greinen Einem die Ohren voll, und Jeder will mit Einem verwandt sein; bedank' mich schön für die Verwandtschaft, wenn man ein paar Groschen hat, will die ganze Welt mit einem verwandt sein; dann hab' ich auch noch einen Grundsatz: es kömmt doch Alles von Gott, er will, daß der Eine reich und der Andere arm ist. Ich darf's nicht ändern! — Es wäre zu lang, wenn ich dir alle die Proben erzählen wollte, die ich mit dem Emanuel angestellt habe, kannst dir denken, ich werde nicht so jedem Hergelaufenen meine Bücher anvertrauen; aber der Emanuel ist grundehrlich, und so ist er schon sechzehn Jahre bei mir, er hat seine Kleider, Essen und Trinken, er ißt bei mir am Tisch, ich sage dir, ich versuche keinen Bissen, von dem er nicht auch hat; auf Neujahr hat er auch ein schönes Douceur, er lebt fromm und eingezogen, und geigt oft halbe Nächte durch auf seinem Zimmer ohne Licht. Seit ungefähr zwei Jahren geht er jeden Donnerstag nach dem Nachtessen noch aus dem Haus, ich spür' ihm nicht nach, er kann thun, was er will; aber ich glaube, er ist unter die Freimaurer gerathen; nun, dafür ist gesorgt, viel Geld ausschwindeln können sie ihm nicht. Ja, das

hab' ich doch noch vergessen, warum meinst du, daß der Emanuel wieder nach Berlin gekommen ist? Um seine ausstehenden Schulden einzukassiren? Gott bewahre, unter dem Narrenkopf mit den grauen Haaren stecken noch dieselben Possen wie früher unter den schwarzen Haaren; er meint, unser jetziger Herr hat nichts anderes zu thun, als zuerst die Juden frei zu machen; da hat er aber bald eingesehen, wie es ist. Wie ein Mensch sich auch immer nur um solche Dinge bekümmern kann! Und seine ganze Equipage, die er in einem rothen Schnupftuch in mein Haus gebracht hat, waren zwei alte Bücher, ein schwarzes Hemd und eine alte Geige; mitsammt dem, was er auf dem Leibe gehabt hat, kauf' ich Alles zusammen nicht für fünf Thaler. Und bekümmert der sich noch um solche Sachen! Er hat immer davon gesprochen, wie er sich darnach gesehnt hat, wieder vaterländischen Boden zu betreten; nun, das Glück ist ihm geworden, und wie? ganz echt, denn seine Stiefeln haben keine Sohlen gehabt, da ist er auf vaterländischem Boden gelaufen. —

Bedenk' jetzt einmal, wie's in der Welt geht: der Emanuel ist so geschickt, nun, und was ist er? Ein Lump! Ich, ich hab' mein Lebtag nichts gelernt, schon zu eilf Jahren hat mich mein Vater fortgeschickt zu handeln mit alt Eisen, mit Roßhaar und ein paar Schnupftüchern, wo hab' ich Zeit gehabt zu lernen, als ein bischen rechnen? Mit harter Mühe hat mich der Emanuel gelehrt, meinen Namen deutsch zu schreiben, nun? und jetzt heißt man mich und den Itzig die Judenfürsten von Berlin; ich hab's so gut als in der

Tasche, daß ich vom König ein Ausnahmspatent krieg, daß meine ganze Familie von allen Lasten der Juden befreit wird, ich bin angesehen, bin gebildet, denn ich kann mit den größten Herrschaften umgehen, und den Emanuel besieht kein Mensch. Drum folge mir, und gieb deinen Verstand nicht für Bruch[1] weg, dann geht dir's auch gut."

Es war ein listig erhabenes und süßlich schmunzelndes Lächeln, mit welchem Veitel seinen Unterricht in der Weltweisheit beendete. Während seiner ganzen Rede war er stolzirend im Zimmer auf- und abgeschritten, er streckte seinen Bauch weit hervor, schlenkerte seine Arme mit großer Beweglichkeit wie die Enden einer Balancirstange nach vorn und hinten. Endlich stand er ruhig und wiegte sich hin- und herschaukelnd auf seinen auseinander gespreizten Beinen; so stand er jetzt vor seinem Neffen, an seinem Uhrencachet spielend, mit herausfordernder Miene.

„Jetzt kann ich mir's auch erklären," sagte Ephraim endlich, „warum der Emanuel stets so seltsam lächelt, und so wenig spricht; es ist schade, daß Ihr so bald wieder abreist, den Mann möchte ich näher kennen lernen."

„Weißt du was?" sagte Veitel triumphirend, „du kannst ihn von Innen und Außen kennen lernen, er muß sich noch eine Ehre daraus machen, wenn du, meiner Schwester Sohn, dich mit ihm abgiebst; besinn' dich nicht lang, schlag' ein," rief er, ihm die Hand hinstreckend, „geh mit, der Emanuel ist ohnedies nicht mehr ganz kapitelfest, ich lege jetzt eine Gold- und

[1] Bruchsilber zum Einschmelzen, das geringer bezahlt wird.

Silberkantenklöppelei an, ich übergebe dir einen Theil des Geschäfts und die Kasse, du kriegst tausend Thaler Gehalt und kannst dein Geld zu guten Prozenten in meinem Geschäft anlegen. Es wäre ohnedies gut, wenn du dich von deinen Brüdern trenntest, der Chajem hat schon einen Klecks in die Verwandtschaft gemacht, und ich fürchte, ich fürchte, der Nathan macht noch einen dazu. Wie werden sich meine Kinder mit dir freuen, und besonders mein Zerlinchen! Sie liest alle deine Briefe siebenmal. Ich sage dir, mein Zerlinchen ist ein Goldkind, ich will sie nicht loben, es ist mein eigen Kind, aber sie ist unbeschrien schön und brav und gescheit, und eine Haushälterin! den Heller kehrt sie zehnmal um, ehe sie ihn ausgiebt. Singen kann sie, wie wenn sie lauter Orgelpfeifen im Hals hätt', es hat mich mein gut Geld gekostet, so wahr soll ich hundert Jahr alt werden, und soll mich unser Herrgott noch Freud' an euch Beiden erleben lassen, alle Monat drei Thaler Courant; für mein Zerlinchen ist mir aber kein Geld zu viel, du wirst auch Vergnügen an ihr haben; dein Veilchen war doch ein sauberes Mädchen, aber so zart und zimperlich wie ein schalloses Ei. Mein Zerlinchen ist um fünfzig Procent schöner und stärker; na, wer weiß — es ist mir schon lang arg, daß mein gut Geld, das ich mit harter Mühe zusammengeracker hab', so verfremdet werden soll. Sie könnte Parthien genug machen, aber wo giebt's eine Familie, die der unsrigen gleichkommt an Geld und Ansehen? Nun, es kann sich Alles schön machen, ich weiß gewiß, du gehst nicht mehr von mir. Also du gehst mit?"

Ephraim gab keine entschieden verneinende Antwort, und als er auf seinem Zimmer allein war, schrieb er folgende Verse:

Des Harpax letzter Wille.

„Ich sterbe, Sohn! drum höre meinen Willen:
Das höchste Gut auf dieser Welt
Ist — was der Moralist auch schwätzet — Geld;
Drum sorge stets den Kasten dir zu füllen.
Iß nie dich satt; auch ich hielt fleißig Fasten;
Darum erspart' ich vieles Geld.
Je mehr ich hatte, galt ich in der Welt;
Denn Geld macht klug: Minerva liegt im Kasten;
Anstatt der Bücher sammelt' ich Dukaten;
Und mancher große Musensohn
Erhob mich doch auf seinen Helikon,
Und hieß mich den gelehrten Mäcenaten.
Halt nicht zu viel von weibischem Erbarmen,
Gott segnet die nur, die er liebt,
Und hasset alle, denen er nichts giebt;
Drum kränk' ihn nicht, gieb nie sein Gut den Armen.
Was ich dir lasse, soll mich nicht gereuen,
Wenn du es zu vermehren weißt.
O Sohn! zweifältig ruh' auf dir mein Geist,
Und tausendfältig mög' es dir gedeihen!"

14. Auf neuen Bahnen.

Es war spät in der Nacht, Ephraim saß noch sinnend und grübelnd auf seinem Zimmer, da hörte er plötzlich Musik, sie schallte vom obern Dachstübchen, wo

Emanuel wohnte. Ephraim öffnete das Fenster und schaute hinaus, nur zwischen zerrissenen Wolken blinzte bisweilen das Mondlicht auf die schneebedeckte Erde nieder, hier und dort hörte man in regelmäßigen Pausen von den Dächern Tropfen fallen oder eine kleine Lawine des schmelzenden Schnees sich herabwälzen. Kein Zeichen menschlichen Treibens wurde kund, nur über ihm wachte der Schmerz und goß seine Klagen in Tönen aus. In diesen Tönen einer Violine klang es wie das Ringen und Trauern einer eingekerkerten Seele, still grollend, am Boden kauernd, brütete es in eintönigem Schmerze hin, ewig und ewig wiederholte sich derselbe Laut, bis er endlich, immer leiser und leiser verklingend, dahinstarb; schnell aber rafften sich alle Kräfte wieder auf, alle Töne wurden wach, und kämpften mit vereinter Macht, sich helfend, unterstützend und beispringend, es rang wehklagend die Hände über dem Haupte, es kletterte hinauf an den starren Kerkerwänden, es klammerte sich ein und tobte und raste, die Mauern einzureißen und sich zu Licht und Luft hindurchzuringen; aber die Kraft ermattete, nur noch in einzelnen Stürmen sah man den Kampf auflodern, bis es endlich in einem herzdurchbohrenden Schrei wieder am Boden lag; es schien erstorben, aber der alte eintönige Schmerz erwachte wieder und ringelte sich fort und verwirrte sich wie ein Schlangenhaufen; der halb unterdrückte Klang eines lustigen Jauchzens trieb wieder daraus hervor, Lebenstrauer und Todeslust, Alles verschwamm chaotisch in einander, und auf einen alltönigen Sturm folgte endlich Verstummen und Tod.

Ephraim sah die Welt um sich her nicht mehr, sein Auge schwamm in Thränen, sein Geist hatte hinabgeschaut in den tiefsten Abgrund einer Seele, wo gräßliche Ungethüme über Korallenriffen, krystallenen Tempeln und leuchtenden Meerblumen schwimmen. Schon lange waren die letzten Töne verklungen, Ephraim stand noch wie festgebannt da, endlich raffte er sich auf, stieg die schwankende Treppe hinan, er stand vor der Thüre Emanuels, sie war offen, kein Licht war im Zimmer, er scheute sich fast, mit seinem Lichte einzutreten, da richtete sich Emanuel hastig in seinem Bett auf: „Wer da?“ fragte er barsch.

„Gut Freund!“ antwortete Ephraim mechanisch, dann setzte er noch hinzu: „In der That Einer, dessen höchstes Glück es wäre, wenn er Euch ein wahrhaft guter Freund werden könnte.“

„Guter Junge, es ist Schlafenszeit und du erkältest dich bei mir,“ antwortete Emanuel mit seltsamem Lächeln und hob dabei die Hand wie zur Abwehr auf; Ephraim glaubte, er wollte sie ihm reichen und streckte seine Hand darnach aus. — Ist es schon bei alltäglichen Begrüßungen oder beim Abschiednehmen ein peinliches Gefühl, die traulich ausgestreckte Hand unberührt wieder zurückziehen zu müssen, so steigert sich dies noch in hohem Grade bei einem Zustande der Aufgeregtheit.

„Geben Sie mir Ihre Hand,“ sagte daher Ephraim zitternd.

„Meine Hand ist knochig und dürr, sie fühlt sich nicht mehr weich an, doch ich reiche sie dir, und will, so viel ich kann, dein Freund sein. Siehe, im warmen

Händedruck liegt das Symbol der Freundschaft, es ist das Zeichen der geistigen Einigung zur That, und nicht umsonst ist sie im geheimen Bunde das Denkzeichen der Verbrüderung.“ So sprach Emanuel und reichte Ephraim die Hand, der sie mit Inbrunst fest hielt und alle Liebe in seinen Ausdruck legte, indem er das Antlitz Emanuels betrachtete, dessen Züge wie von Wettern gehärtet und gleichsam gehämmert waren.

„Was spionirst du in meinem Gesichte?“ frug Emanuel. Ephraim drückte seine Hand an's Herz und weinte.

„Bist du verliebt?“ sagte Emanuel, „so heirathe, dann bist du von der Liebe erlöst; bist du nicht verliebt, mußt du gewiß heirathen.“

„Ich will mich nicht in eine Alltagsehe einjochen lassen, aber auch nicht Liebe ist's mehr, was ich suche, sie ist falsch, nichts als vergänglicher Selbstbetrug; die Liebe, wie ich sie im Busen hege, wie sie die tausendarmigen, sehnsuchtsvollen Triebe hinausstreckt in die Ferne, um ein liebend Herz zu erfassen — ach! es ist ein Phantom, nach dem ich jage, ich habe diese Liebe still und einsam in dem Friedhofe meines Herzens begraben. — Nur Freundschaft ist's, was ich vom Leben noch hoffe, an ihr will ich erstarken, sie ist die Sonne, an deren Strahlen die geknickte Blume meines Lebens sich wieder aufrichten kann, drum wendet Euch nicht von mir, ich kenne Alles von Euch, seid mein Vater, seid mein Freund.“ Ephraim legte seine heiße Stirn auf die Hand Emanuels, die er noch immer festhielt.

„Junger Freund,“ sagte Emanuel, „es gährt noch gewaltig in dir, deine Sprache ist fieberhaft; ich nehme

nicht gern die Altvatersmiene an, die der Jugend immer selbstgefällig zuwinkt: warte nur, du wirst nach Jahren über deine jetzigen Stürme lächeln. Der Sturm ist jetzt da und peitscht mit gewaltigen Wellen die Rippen deines Fahrzeuges, aber betrachte dein vergangenes Leben, und lerne einsehen, daß alle Aufregung nur vorübergehend ist. Du hast geliebt, ich merke das, aber du hast die Gegenliebe nicht gefunden, wie sie dein Uebermuth, dein Stolz sich träumte, Liebe ist Demuth, du wirst die echte Gegenliebe finden, und dann mit Wonne und Trauer ausrufen: jenes Erste war die echte Liebe nicht. Möge dich Gott davor bewahren, daß du dies nochmals wiederholen müßtest. Verlange aber nicht von der Freundschaft, was nur die Liebe dir bieten kann, und bereite dir nicht geflissentlich spätere Enttäuschungen.

„Ich möchte gern ewig bei Euch bleiben," sagte Ephraim, „rathet Ihr mir nicht auch, die Stelle als Kassier in der Silbermanufactur meines Oheims anzunehmen? Ich komme dann auch weg von hier, wo jeder Stein zu mir spricht: einst berührte mich dein Blick, da du noch glücklicher warst; ach! ich weiß nicht, was mir fehlt, aber ich möchte sterben, um auf einmal Alles los zu sein."

„Es ist gut, daß die Sterne droben ihre lichte Bahn fortwandeln, und wir winzigen Würmer auf diesem Erdkügelchen herumkrabbeln; könnten wir die Sterne mit unsern Händen fassen, wir hätten sie schon lange in die Alltäglichkeit hereingezerrt und beschmutzt; das, was du Höheres willst und sollst, laß wie Sterne

über dir erglänzen, vermenge es nicht mit dem Dunstqualm, der auf der untern Luftschicht lagert, und wenn dein Blick umdunkelt ist, dann sieh' hinauf zu den Sternen, laß einen Strahl von ihrem ewigen Licht in dein Herz fallen, und harre, bis du aufgehen wirst in den Urquell des ewigen Lichts. — Gute Nacht." — So sprach Emanuel, er entzog Ephraim die Hand und hüllte sein Haupt in die Kissen.

Ephraim verließ tiefbewegt das Zimmer, er konnte lange nicht schlafen, und im Traume wandelte er von Stern zu Stern, aber überall folgte ihm sein Oheim, der ihm zeigte, wie auch die Sterne dunkle Flecken haben; als er erwachte, fühlte er seine Wangen brennen.

Emanuel war den Tag über eine fast ganz veränderte Erscheinung, er ließ sich nur in Gespräche über Geschäftsangelegenheiten ein, er sprach hierüber mit so vielem Eifer und solcher Einsicht, daß man ihm keine Empfänglichkeit für irgend ein höheres Interesse zutrauen mochte. Ephraim konnte sich diese Getheiltheit noch nicht klar machen, er mißtraute sich immer mehr und mehr in gerechter Beurtheilung fremder Individualitäten, und sonderbar! seine Liebe zu Philippine tauchte hierdurch wieder in ihm auf, er näherte sich ihr wieder und suchte sein früheres vorschnelles Urtheil zu berichtigen. Ephraim war hoch erfreut, einen so triftigen Grund zur Wiedererweckung seiner Liebe gefunden zu haben. Er liebte Philippinen mehr als er sich gestehen wollte. Wie heldenmüthig erschien er sich, als er nach seinem anfänglichen Rückzug oft zwei, drei Tage Philippine nicht besuchte, wie zählte er die Tage,

wie pochte sein Herz, wenn er dann ihr Haus betrat, wie vielen sophistischen Irrlichtern folgte er auf ihren Zickzackbahnen, nur damit sie ihn endlich zu ihrem Hause geleiteten. — Alles dies hätte Ephraim schon längst über den wahren Zustand seines Innern aufklären können, er begnügte sich mit dem stillen Bewußtsein, daß es noch nicht zu spät sei. Die Reue folgt fast immer der Trennung von der Geliebten, man schilt sich, Kleinigkeiten halber sein Liebstes von sich getrennt zu haben, man sehnt sich nach der Rückkehr und gelobt sich Milde und zarte Duldsamkeit; aber ein Mißverhältniß, das sich Monate lang im Gemüthe festgewurzelt, kann fast nie mehr mit Stumpf und Stiel ausgejätet werden, und ohne daß wir es uns versehen, treibt es neue Keime aus der alten Wurzel.

Wir erkennen unsere gegenseitige Uebereinstimmung oft am schnellsten in der Uebereinstimmung unserer Urtheile über dritte Personen, und so leicht die Personenbesprechung auch oft in Tadelsucht ausartet, so ist ihr Urgrund doch ein nothwendiger und natürlicher. — Ephraim sprach mit Philippine in überschwenglichen Worten über Emanuel.

„Wenn ich ihm einen Beinamen geben dürfte,“ sagte Philippine, „würde ich ihn den Verfinsterer heißen; wenn er in's Zimmer tritt, brennen die Lichter dunkler, wenn er ein Ding betrachtet, mein' ich, müßt' es grau anlaufen, ich kann mir's denken, daß er auf seiner Geige immer greint, ich habe ihn noch nie lachen sehen, er ist wie trockenes Biscuit, es ist Alles ganz gut und fein, aber man kann's nicht genießen.“

Ephraim antwortete Nichts, sondern lachte heftig, aber dieses Lachen war kein heiteres, gesundes, sondern ein krampfhaft erzwungenes. Er ging so weit in seiner Ungerechtigkeit, Philippine sogar seiner Achtung für unwürdig zu halten, er verglich sie im Geist mit seinem Oheim, und glaubte, nur das Handelsinteresse fehle, sonst wäre sie ihm ganz ähnlich. In solcher Anklage riß er Philippine abermals und auf immer aus seinem Herzen.

Ephraim kam zu Lessing, um mit ihm zu berathen, ob er in das Handelsgeschäft seines Oheims in Berlin eintreten solle; aber Lessing merkte bald, daß die Entscheidung bereits getroffen war, und ließ sich nicht herbei, sie mit seiner Autorität zu besiegeln. Er ließ nur Ephraim seine Gegengründe vortragen und durch rasche Zwischenfragen Ephraim selbst deren Widerlegung finden, denn Ephraim erklärte, daß er nur als Subaltern in den Handelsoperationen seines Oheims mitwirken und keinerlei moralische Verantwortung übernehmen werde.

Lessing schloß damit, daß er Ephraim einen Brief an Mendelssohn mitgeben wolle und bald selbst nachzukommen hoffe.

Es war eine erquickende Herzinnigkeit, mit der Lessing in einfachen Worten von seinem Moses und dessen Gerechtigkeit und Milde sprach. Lessing schaute lächelnd darein, da Ephraim sagte, das sokratische Daimonion scheine sich in Mendelssohn in einen ethischen Compaß verwandelt zu haben. Wie seltsam, daß man in Anderen richtig erkennen und bezeichnen kann, was man selber entbehrt und doch nicht als Mangel erkennt!

Die Erinnerung an Mendelssohn hielt Lessing indeß fest und erklärte, wie er auch darin mit Mendelssohn zusammen getroffen sei, daß dieser als Autodidakt nie von Systematik und Schulweisheit befangen gewesen sei, während er sich mit Eifer davon zu befreien suchte.

Gegen Ende April 1763 saß Ephraim mit seinem Oheim in einem Wagen, der den Weg nach Berlin einschlug. Es war ein häßliches Schneegestöber, als er seine Vaterstadt verließ, in der er so lange gelebt und gelitten, Jeder ging nach Lust und Beruf seines Weges, Niemand kümmerte sich um den, der blutenden Herzens von dannen schied.

Veitel hatte im März 1761 vom Könige einen Freiheitsbrief erlangt, das heißt, er brauchte keinen Judenzoll mehr zu bezahlen u. s. w., er lehnte sich daher stolz zum Kutschenschlage hinaus, als er das Thor passirte. Ephraim saß in seinen Mantel gehüllt in einer Ecke, er redete kein Wort. So kam man zu Deutsch-Lissa an, wo Halt gemacht wurde, der Wirth, die Wirthin und die Knechte, Alles sprang Veitel freundlich entgegen. Man trat in die Wirthsstube, hier würfelten Bauern und tranken. „Es gilt um drei Pasche!" rief Einer, und warf ein bleiern klingendes Zweigroschenstück auf den Tisch. „Holla," riefen die Andern, „weg mit dem Juden, der gilt nichts, nagelt den falschen Kerl an den Tisch, es ist ja ein Ephraimite."

„Von außen glänzend zwar, von innen schlimm,
Von außen Friedrich, von innen Ephraim."

recitirte der Küster, der in der Ecke saß, mit Pathos,

er nahm das Glas seines Nachbars, trank ihm zu und erzählte dann weiter: „Der alte König Friedrich primus von Preußen hat einmal einem Goldmacher, der ihn betrogen hat, ein Kleid von Goldpapier anziehen, eine goldpapierne Krone aufsetzen und ihn an einen mit Goldpapier überzogenen Galgen hängen lassen; ich sage euch: über eine Weile wird's geschehen sein, und der Jude Veitel Ephraim wird an einer Galgenschnellwage hängen, und sein Zünglein wird nimmer schwanken, denn am Tage des Gerichtes wird man seine Werke zu leicht finden. Also ist es vor noch nicht vierundzwanzig Jahren im Schwabenlande mit einem Hexenmeister, dem Juden Süß, geschehen, des Teufels Großmutter war seine Mutter, und der ewige Jude war sein Vater."

„Wo wird denn der Veitel gehängt?" fragte Einer der Bauern; Alles lachte.

„Am Galgen," erwiderte ein Anderer, „es ist eins, wo er steht, der König ist zwar selbst viel Schuld daran, aber der Veitel muß doch die Supp' ausfressen. Recht so, die Juden sind an Allem schuld."

Ein Trödeljude, der zufällig hereintrat und seine Waaren feilbot, wurde von den Bauern verhöhnt und beschimpft.

„Na, Schmul," riefen sie, „hast user auch ein gutes Profitchen von dem Geld, das der Veitel gestohlen hat? Er sammelt's ja doch nur für euch Juden."

Einer der Bauern schüttete dem Trödeljuden Bier in den Nacken, worüber dieser sehr erschrack, und alle Anderen lachten und johlten.

Während dieser ganzen Scene hatte Veitel mit seinem Neffen an dem Honoratiorentische gesessen, der durch einen Bretterverschlag von dem übrigen Zimmer getrennt war; sie hörten die Unterhaltung draußen schweigend an. Ephraim war still, und Veitel befahl herrisch, daß man anspanne.

„Lumpenpack," sagte Veitel, als sie die Stadt hinter sich hatten, „mit drei Maas Bier wollte ich machen, daß sie mir Vivat trinken; warum schimpfen nun die Leute über mich? Bin ich König von Preußen? Hab' ich Stempelrecht? Hab' Ich zu bestimmen, wie viel Kupfergehalt eine Münze haben soll? Uebernehm' ich die Lieferung nicht, übernimmt sie ein Anderer. Was ist denn was ich thu'? Was der König will. Und was kann diesen Menschen daran liegen, ob das Geld gut oder schlecht ist? Wenn sie nur Branntwein dafür kriegen, ist Alles eins. Ich hätte gute Lust wieder umzukehren und ihnen den Meister zu zeigen."

Veitel war froh, als sein Neffe diesem letzten Vorsatz entschieden widersprach.

Man war an einen Berg gekommen, die beiden Reisenden stiegen aus und gingen zu Fuß hinan, ohne ein Wort zu reden. Als sie oben waren, kehrte sich Veitel um nach dem Thal, und die Hand auf die Schulter seines Neffen legend, sagte er mit einem tiefen Seufzer:

„Man muß viel Prast und Sorgen in dieser Welt ertragen; wenn man nicht seine Kinder und seine Familie hätt', möchte man oft lieber gestorben sein."

Ephraim blickte in das Antlitz seines Oheims, eine

nie geahnte Milde schwebte darauf, er blickte hinab in das Thal, Alles war still und friedlich; die Abendglocke läutete zum Gebet, der Himmel hatte sich aufgeklärt, die Luft war durchsichtig und hell, auf den gegenüberstehenden schneebedeckten Hügeln lag der glühend rothe Horizont mit seinen immer sanfter verschwimmenden Tönen, in welche einzeln stehende Bäume ihre schneeumhüllten Gerippe wie geisterhaft hineinragen ließen.

„Sehen Sie dort die Sonne im Westen verglühen," sagte Ephraim, „mir ist so wohl und weh, daß ich in dieser Minute des Entzückens auch mit ihr sterben und verglühen möchte."

Als Veitel nichts erwiderte, fuhr Ephraim fort:

„Und doch ist die Natur wieder unsere einzige Trösterin, sie bleibt uns, wenn Alles uns verläßt oder von sich stößt. Danken wir Gott, der uns dies Alles geschenkt, der Frühling —"

„Narrenpossen," unterbrach ihn Veitel, „das Wetter gefällt mir jetzt auch, um tausend Thaler ist kein Wölkchen am Himmel zu haben, aber auf deine Natur versteh' ich mich gar nicht; wie kannst du eine Freud' an Feldern und Wäldern haben, welche fremden Leuten gehören?"

Man setzte sich wieder in den Wagen, Ephraim that, als ob er schliefe.

Die Reise nach Berlin war lang und beschwerlich, Ephraim zog bisweilen seine Brieftasche heraus und notirte Etwas, besonders aber sah er oft nach dem Briefe, den ihm Lessing an seinen Mendelssohn mit-

gegeben hatte. Es war dies jener Brief vom 17. April 1763, der mit den Worten anfing: „Auch Herr Kuh reist nach Berlin und erbietet sich, mir einen Brief an Sie mitzunehmen. Ich muß dergleichen Gelegenheit nicht aus den Händen lassen, sie ist selten, und Posten gehen nach Berlin nicht, sind niemals nach Berlin gegangen, weil ich Ihnen ja sonst würde geschrieben haben." So scherzte Lessing, aber dieser Brief enthielt auch eine Erörterung über die Darlegung Spinoza's von der Einheit zwischen Leib und Seele, die nur zwei verschiedene Vorstellungsweisen einer und derselben Substanz sind. Lessing setzte diese Anschauung der von Mendelssohn mit Berufung auf Leibnitz festgestellten Harmonie entgegen und grenzte die Ansicht Spinoza's scharf von der Leibnitzens ab.

Man kann diesen Brief gewissermaßen als ein Abbild des ganzen Verhältnisses zwischen Lessing und Mendelssohn ansehen: freier und inniger persönlicher Anschluß mit stetigem Verfolg der höheren philosophischen Fragen zu gegenseitiger Anregung und Klärung.

Ephraim hatte die Denkauslegung des im vergangenen Jahrhunderte verketzerten Philosophen und Stammesgenossen zu überbringen. Er trug kein Verlangen, in dessen Lehre einzudringen, das ganze Zeitalter Friederichs des Großen war dieser Systematik abhold und theilweise unfähig; und selbst Mendelssohn, dessen Lehren und Wirken der König von sich wies, stand trotz seiner Verschiedenheit mit dem König auf gleichem Standpunkte, indem er die Philosophie vornehmlich als Welt- oder Lebensweisheit auffaßte.

Mit Andacht hielt Ephraim den Brief Lessings oft in Händen und gedachte dabei einer schönen jüdischen Sitte: denn es ist ein alter, fester Brauch, daß man Einem, der eine weite und beschwerliche Reise antritt, eine Gabe mitgibt, die er alsbald am Orte seiner Bestimmung einem Bedürftigen einhändigen muß; die dunkeln Geschickesmächte, die besonders auf der Reise walten, sind dadurch gebannt, denn der Reisende ist nach jüdischem Ausdruck ein „Tugendbote," der geborgen ist vor jeder finstern Macht.

Kein Jude hatte es gewagt, dem als Freidenker verschrieenen Ephraim eine solche Sendung zu übergeben; er erschien sich aber jetzt durch den Brief Lessings als ein höherer Sendbote, er trug den labenden Ausdruck des Freundesgefühls, den erhöhenden des unbefangenen Denkens von einem Geiste zum andern.

Beide Reisende langten endlich in Berlin an.

Als Ephraim zum Erstenmal durch die Straßen Berlins ging, mußten ihm die vielen in Trauer gekleideten Frauen auffallen, denen der Krieg Gatten, Brüder und Söhne hinweggerafft.

Im hellen Sonnenschein des Frühlings waren die Zeichen der Trauer um so greller, da und dort wandelten Männer im Soldatenrock und auf ihren Angesichtern war die Verabschiedung zu lesen, sie gingen mit fragendem Blick nach der Zukunft umher und schienen fast diejenigen zu beneiden, die zu Krüppeln geschossen, doch versorgt waren, sich mit den ungewohnten Krücken einübten oder im Sonnenschein auf einer Bank ausruhten.

Ephraim suchte sich über die Betrachtung des allgemeinen Geschickes zu erheben, und seinem eigenen Leben nachforschend sagte er sich: die Menschen, mit denen sich deine Zukunft verschlingen wird, wohnen da und dort, noch sind sie dir fern, vielleicht werden sie es dir bald wieder werden — sei es! Diese Straßen, wie oft werden sie dich geschäftig, dichtend, von Kummer und Freude erfüllt dahin wandeln sehen, vielleicht Arm in Arm mit einem Freund, einer Geliebten, vielleicht gehst du hinter der Todtenbahre deiner Geliebten, deines Kindes, vielleicht wirst du selbst bald als Leiche dahingetragen; sei es! Ich will die Freude an mein Herz drücken und dem Kummer einen Stuhl setzen, als einem alten Bekannten. Zieh deinen Schleier ab, verhüllte Zukunft, welch ein Antlitz du auch verbirgst, ich kenne es und bin darauf gefaßt.

Der Uebermüthige! Er lernte es später einsehen, wessen er sich vermessen hatte, und daß es nichts nütze, sich beim Sonnenschein des Glücks mit dem Regenmantel zu beschweren; der Sturm verfängt sich nur noch mehr in den weiten Falten des Mantels.

Den alten Emanuel hatte Ephraim krank gefunden, voll Trauer saß er an dessen Krankenlager und bewunderte die Heldenkraft, mit welcher er seine Schmerzen trug. Ephraim nahm es als gutes Vorzeichen, daß die erste Thätigkeit bei seinem Eintritt in neue Lebenswege in freundlicher Handreichung für einen Verlassenen bestehen durfte.

15. De amicitia.

Der erste Besuch Ephraims galt Moses Mendelssohn. Seine Wohnung in der Spandauerstraße war leicht zu finden, denn das Haus „zum goldenen Stern," das unweit desselben war, diente als Merkmal. Nach seiner Gewohnheit, in der er gern nach deutungsvollen Sinnbildern faßte, fand er auch in dieser Wegweisung ein solches. Es war daher eine doppelt erhöhte Stimmung, in der Ephraim in das Haus trat.

Mendelssohn war so eben aus dem Comptoir der Wittwe Bernhard, wo er Buchhalter und Geschäftstheilhaber war, zurückgekehrt; mehrere Besuchende waren bei ihm und unterhielten sich mit leiser Stimme.

Die verwachsene Gestalt Mendelssohns hätte unangenehm erscheinen können, wenn nicht Milde und Menschenliebe, die wie lächelnde Genien auf seinem Antlitze thronten, alsbald Jeden für ihn gewonnen hätten.

Der unverhältnißmäßig breite Kopf saß wie bei allen Buckligen tief zwischen den Schultern, ein in Schnitt gehaltener Backen- und Halsbart, der am Kinn etwas spitz auslief, konnte als Zeichen der rabbinischen Würde und Observanz gelten, die weit hervorspringende und kühn gebogene Nase mit den großen Nasenflügeln vollendete noch den Stempel des charakteristisch Jüdischen in diesem Antlitze; in paralleler Linie hoben sich die beiden schöngeschnittenen Lippen hervor, in dem tiefliegenden schwarzen Auge glänzte das Licht einer wahrheitsliebenden Seele, der herrliche Bogen der Stirn

deren Weiße das schwarze Sammtkäppchen noch mehr hervorhob, konnte als Merkmal antiker Ruhe und Bestimmtheit gelten. So entdeckte Ephraim in diesem Antlitz eine Mischung klassischer und rabbinischer Elemente, die er in dem ganzen Wirken Mendelssohns erkennen wollte. Auch in dem Aeußern des Zimmers zeigte sich die Gedoppeltheit, denn neben der Sokrates-Büste auf einem Pfeiler in der Ecke hing das jüdische sogenannte Misrach, eine eingerahmte Denktafel mit der hebräischen Bezeichnung, daß hier die Morgenseite ist, der man beim Gebete das Antlitz zuzuwenden hat.

Mendelssohn war erst ein Jahr verheirathet, er stand in seinem vier und dreißigsten Jahre, Ephraim war nur zwei Jahre jünger. Wie schwankend und jugendlich unfertig erschien dieser sich ihm gegenüber, er nahm sich vor, auch fortan fester zu sein.

Mit einer gewissen weltmännischen Gemessenheit in der Bewegung, aber nach seiner Art stotternd im Worte, entschuldigte sich Mendelssohn gegen Ephraim und die anderen Anwesenden und las den empfangenen Brief; aus dem wechselnden Ausdruck seiner Mienen, dem anfangs heiteren Lächeln, das alsbald in strenges philosophisches Nachdenken und Kopfschütteln überging, konnte man ungefähr den Inhalt des Briefes herauslesen.

Er legte den Brief ruhig zusammen und ging in das Nebenzimmer. Ephraim erfuhr nun, daß Mendelssohn sich nach seiner Frau und dem drei Tage alten Töchterchen umsehen wolle.

Unter den Besuchenden waren die beiden Doktoren

Bloch und Gumperz, ältere Freunde Mendelssohns, und der Mathematiker Abraham Wolf, Abraham Rechenmeister genannt. Sie hatten sich um eine hagere Gestalt gruppirt, welche mit vieler Selbstgefälligkeit berichtete, daß die „Briefe, die neueste Literatur betreffend,“ jetzt in zweiter Auflage erscheinen, nun aber, auch mit Lessings Uebereinstimmung, abgeschlossen seien. Es gelte nun, alle nach Freiheit strebenden Geister zu vereinigen, um theils kritisch, theils aber auch positiv ein Werk zu schaffen, das, gründlicher als die französische Encyklopädie, dazu diene, die Provinzen, die dem freien Geiste und dem guten Geschmacke erobert seien, zu bebauen und zu organisiren. Er nannte die „allgemeine deutsche Bibliothek.“

Man hörte bald, daß der unternehmende Reformator der Buchhändler Nicolai war.

Er richtete seine Darlegung an einen Mann von äußerst ruhigem, bemessenem Wesen, der nur bisweilen beistimmend nickte und in seiner Gehaltenheit seltsam abstach gegen den unruhig auflodernden Nicolai.

Ephraim fuhr zusammen, als ihm der Name Professor Ramler genannt wurde.

In einer Ecke saß in schmutziger Kutka ein Pole auf einem Stuhle zusammengekauert; er schien die Gesellschaft nicht zu beachten, und wurde auch von ihr nicht beachtet.

„Unser Mendelssohn ist doch überaus glücklich,“ sagte der Doktor Bloch, „es gebührt ihm, nach so schweren Kämpfen endlich das Glück und die Ruhe des Lebens zu genießen, er hat eine bestimmt abgegrenzte

Geistesbahn, ein mäßiges Einkommen, ein gesundes Töchterchen —"

„Und eine brave Hausfrau," rief ein Anderer.

„Und eine gescheite und liebenswürdige Schwägerin," ein Dritter.

„Seid ihr bald mit eurer Bilanz fertig?" rief der Doktor Gumperz, „das Beste habt ihr zu notiren vergessen, das sind: treue Freunde."

„Ja, er hat nur zu viel Freunde, er könnte die Schrift Plutarchs über Polyphilie fortsetzen," sagte Einer der Umstehenden, „ich meine immer: wer mit der ganzen Welt, Groß und Klein, Reich und Arm so bruderander ist, könnte mit Niemand so recht innig sein; ich will nicht räsonniren, aber —"

„Nur Scheelsucht oder Kurzsichtigkeit kann so urtheilen," sagte der Doktor Bloch mit Heftigkeit, „da möchte Jeder gern das Grundstück seiner Freundschaft als Domäne für sich ansprechen, und wenn das nicht geht, sagt er: es muß ohnedies unfruchtbares Land sein, da es zum allgemeinen Heerweg verbraucht wird."

„Für diese Erörterung, mein lieber College," beschwichtigte Doktor Gumperz, „ist hier weder Zeit noch Ort; lassen wir alle Persönlichkeiten fallen, ich möchte behaupten: das wiedererwachte Freundschaftsgefühl ist eine Blüthe von den Reisern und Setzlingen der klassischen Bildung des Alterthums, die wir in unsere Zeit übertragen. Das Alterthum allein kannte die Freundschaft, das Mittelalter, dessen Ausgangspforte sich hinter uns geschlossen, kannte nur die Frauenliebe; die Männer waren Kampfgenossen, aber selten Freunde

in der tieferen Bedeutung des Worts. In unserer Zeit erblüht die echte Philosophie und Poesie wieder und mit ihr auch die Freundschaft. Es ließe sich statistisch nachweisen, daß in unserer Zeit mehr freiwillige Junggesellen oder sogenannte Hagestolze sind, als zu irgend einer andern; dieß hat gewiß seinen tiefern Grund in dem neu erwachten Wissenschafts- und Freundschaftsleben."

„Herrlich," rief Bloch, „wer nun Junggeselle bleibt, gehorcht einer weltgeschichtlichen Nothwendigkeit."

„Unser Freund Mendelssohn bearbeitet den Phädon Plato's nach eigener Weise; wollten Sie nicht auf ähnliche Weise Cicero's Büchlein von der Freundschaft bearbeiten? Ich nehme es in Verlag," bemerkte Nicolai.

Mendelssohn trat ein, und Nicolai sagte zu ihm: „Wir sprachen so eben von der Freundschaft; Herr Gumperz verlangt auch hierin das Studium der Antike."

„Haben Sie denn einen Begriff der Freundschaft festgestellt, oder eine Definition gefunden? Sonst wird wieder Alles zum bloßen Wortstreit," sagte Mendelssohn, und der Pole, der in der Ecke saß, stand auf, stellte sich ebenfalls zu dem Kreis, in welchem eine Weile Stille herrschte.

„Was ist da lange zu besinnen?" sagte der Pole mit dem eigenthümlichen Accent polnischer Juden, „Freundschaft ist die thätige Einigung unabhängiger und gleichgesinnter Menschen."

„Brav, mein lieber Herr Maimon," sagte Bloch, „ich wüßte im Augenblicke nirgends eine Lücke zu finden."

„Wenn man Egoismus, Mitleid und Schwäche addirt, kommt Freundschaft heraus,“ sagte Abraham Rechenmeister.

„Sie müssen nicht glauben,“ flüsterte Bloch unserm Ephraim in's Ohr, „daß der Mann so bös ist, er hat sich einmal daran gewöhnt, über Alles die Achseln zu zucken, nun hat er ein gichtisches Zucken und kann nicht mehr anders.“

„Ich vermisse an Ihrer Definition, lieber Herr Maimon,“ sagte Mendelssohn, und hielt dabei sein Spitzbärtchen mit dem Kinn in der vollen Hand, „ich vermisse an Ihrer Definition die Grundlage der Gemüthsthätigkeit, das Wohlwollen, denn eine Verbindung zweier Kaufleute zu Handelszwecken kann ebenfalls eine thätige Einigung unabhängiger und gleichgesinnter Menschen genannt werden, der praktischen Seite wegen, die allerdings die Hauptsache ist, wie man ja auch von Handelsfreunden spricht; aber schon Aristoteles nennt mit Recht die Freundschaft zu einem äußerlich gemeinsamen Zwecke, sei nun dieser politisch oder merkantilisch, blos Eintracht, und trennt sie mit Recht von der eigentlichen Freundschaft. Auch die Freundschaften um des Vergnügens und Nutzens willen, diese beim Alter, jene bei der Jugend, sind vergänglich wie ihr Grund. Mit der Freundschaft, als der freien Verbindung zwischen Geschöpfen gleicher Gattung, erhebt sich der Mensch über die thierische Natur überhaupt und über die seine insbesondere; die Zuneigung verschiedener Geschlechter kennt das Thier auch, und wir wissen es, wie Viele in unsrer Zeit die Liebe als

nichts weiteres gelten lassen wollen. „Aristoteles und Cicero," schaltete hier Ramler ein, „zeigen zunächst das Wesen der Freundschaft in ihrem Unterschiede von der Blutsverwandtschaft."

„Und in ihrer Weise mit Recht," fuhr Mendelssohn fort. „Mit der Freundschaft, der Verbindung zwischen Menschen, die weder durch Bande der Abstammung, des Geschlechts, noch des Staates unmittelbar aneinander gekettet sind, tritt der Mensch aus der rohen Natur in das Reich des Bewußtseins, des freien Geistes."

„Das Reich des freien Geistes," sagte Nicolai, „ist bis jetzt noch das polnische Wahlreich, Unvernunft, Aberglaube und verjährtes Vorurtheil führen das lauteste Wort, darum müssen sie mit aller Macht ausgerottet und vernichtet werden, denn auch die Freundschaft kann nicht unter ihnen gedeihen."

„Es ließe sich wohl noch darüber streiten," sagte Gumperz, „ob vorurtheilsvolle Menschen nicht Freunde sein können, denn man kann den Urgrund jenes Wohlwollens, das sich nicht von Allem Rechenschaft geben kann, doch immer Vorurtheil nennen. Fragen wir aber lieber: können nur tugendhafte Menschen Freunde sein?"

„Das heißt man ein Licht in den Tubus setzen, um die Sonne bei Licht zu betrachten," sagte Maimon unter Lachen, „die Freundschaft an sich ist eine Tugend, also sind nur tugendhafte Menschen Freunde." „Dieses Letzte sagt auch Aristoteles in seiner nikomachischen Ethik und fast mit denselben Worten," ergänzte Mendelssohn.

Mit scheinbar sich selbst verspottendem, kecken Tone entgegnete Maimon: „Wenn Aristoteles das gesagt hat, ist er auch ein gescheiter Mann. Ich meine darum aber nur, wenn zwei Räuber einander mit Herz und Hand zugethan sind, sind sie auch Freunde so gut als zwei Philosophen."

„Richtig," sagte Mendelssohn, „wenn ein Räuberfreund dem andern Treu und Glauben hält, ihn aus Kerker und Todesgefahr rettet, so ist er hiermit auf den Standpunkt der Tugend, der gegenseitigen Erhaltung zurückgetreten; daß diese That sich hier mit den Einrichtungen der Gesellschaft in Widerspruch setzt, verändert an ihrem Urgrund als solchem nichts. Der Räuber kann eine tugendhafte Handlung ausführen, aber er ist damit nicht tugendhaft. In Xenophons Memorabilien zeigt auch Sokrates, daß man nur einen tugendhaften Menschen zum Freunde haben könne, und will man einen solchen sein Eigen nennen, muß man es selber auch sein oder zu werden streben. Ein Freund nimmt die Berichtigung durch den Andern als seine eigene, wie einst ein solcher dem Freunde schrieb: Ihre besseren Gedanken sind weiter nichts als meine zweiten Gedanken. Ein Freund ist das uns persönlich gegenüberstehende Gewissen, wir freuen uns mit ihm bei einer guten That, unser Leben ist in ihm und sein Leben in uns; wir trauern und grämen uns in ihm und durch ihn über eine That, die unseren tieferen Bestrebungen widerspricht. Wie wir glücklich sind in dem Gedanken an Gott, der über allem Leben thront und in seiner Vorsicht für uns handelt, so haben wir

in dem Freunde ein schwaches Abbild von dem Walten eines Geistes außer uns, der uns zugehört und dem wir zugehören. Wenn auch ein Lasterhafter einen Freund haben kann, so kann er ihn nicht erhalten, irgend eine Collision wird sie trennen, denn die Garantie des in der Tugend ruhenden Gesetzes fehlt ihnen, und das Laster ist die Gesetzlosigkeit im weitesten Sinne."

Ephraim horchte mit gespannter Begierde zu, das Akademienleben der heiteren Griechen schien vor seinen Augen wieder erstanden, erst schüchtern und leise, dann aber immer begeisterter und lauter sprach er: „Ich kann nicht begreifen, wie man die Frage über das höchste Gut noch für unentschieden halten mag; allerdings mag es nach Zeit, Ort und Persönlichkeit verschieden bleiben, aber Eines ist ewig und überall und Allen, das ist ein Freund; sich gedoppelt und doch eins zu wissen, all unser Lieben, Leiden und Hoffen in einem Jenseits geborgen, das wir an's Herz drücken können, nicht blos eine gewisse Idee und Bestrebung, losgeschält von der Persönlichkeit, sondern diese Persönlichkeit mit allen ihren Schlacken und Eigenheiten, aufgenommen, gehegt und geliebt zu wissen von einem Andern —"

„Das giebt eine Liebestinktur," unterbrach ihn Gumperz, „Sie ordiniren zu viel succus liquiritiae, der, nicht schnell genossen, in wenig Tagen sauer wird; mengt man das, was die Welt Liebe nennt, was aber allerdings nur ein Geschlechtsverhältniß ist, in die Freundschaft, so wird sie bald abständig. Nehmen Sie nur die Jünglingsfreundschaften: der Anschließungstrieb ist da, aber er kannte seinen Zweck noch nicht, da herzt

und küßt man denn seinen jungen Freund; wie wenige solcher Freundschaften können aber auf das Leben übergehen, die Freundschaft ist nur ein Produkt des reifen und selbstbewußten Geistes."

„Ich bin auch Ihrer Ansicht," sagte Bloch, „wenn Sie den Begriff der Freundschaft dahin erweitern, daß sie nur zwischen reifen und freien Geistern gedeiht, denn auch das ist zu beachten, daß sie im Gegensatz zur Liebe auf Ueberlegung und verständige Erkenntniß gegründet werden kann und soll; ist der Freund unser zweites, oft auch unser besseres Ich, so ist die Geliebte ein Theil unseres Ich selber und im richtigen Verhältniß die Hälfte unseres Ich. Die Sorge für die Geliebte liegt schon unmittelbar in der Selbsterhaltung, die für den Freund nur mittelbar; dem zweiten Ich kann noch ein drittes und viertes sich hinzugesellen, die zweite Hälfte des Ich kann nur die erste und eine für sich haben, darum ist auch die Liebe eifersüchtig, die Freundschaft nicht."

„Herr Kuh hat doch ganz richtig die Persönlichkeit mit hereingezogen," sagte Mendelssohn, und Ephraim fühlte sich wunderbar berührt, seinen Namen beistimmend von dem verehrten Philosophen genannt zu hören. Alle hörten aufmerksam zu, als Mendelssohn fortfuhr: „Ich muß wiederholt auf Aristoteles hinweisen, der scharf und bestimmt zwischen Wohlwollen und Freundschaft unterscheidet, jenes zieht nur die allgemeinen guten Eigenschaften eines Andern in Betracht und wünscht und bietet ihnen Förderung, es kann so allgemein als möglich sein; das Wohlwollen ist der

Ausgangspunkt jeder Freundschaft, aber es schreitet nicht nothwendig zu dieser fort, gesteigertes Wohlwollen ist nicht Freundschaft, sie bedarf eines durchaus neuen Elementes, sie verlangt eine persönliche Zuneigung, Freude und Liebe gerade an dieser besondern Erscheinungsart des allgemein Menschlichen. Gar viele persönliche Beziehungen beharren auf der Stufe des allgemein menschlichen Wohlwollens."

„Und das eben ist eine bittere Erfahrung," fiel Gumperz ein, „wenn ein Verhältniß keinen Fortschritt gewinnt, wenn es immer das bleibt, was es beim Beginn gewesen."

„Das ist nirgends der Fall," entgegnete Mendelssohn, „nur muß man nicht erbittert sein, weil man nicht das erreicht, was man wünschte und hoffte, nur muß man nicht die falsche Voraussetzung in eine getäuschte Erwartung verwandeln. Das menschliche Leben hat sein Gleichniß in der Natur. Wozu wachsen die Waldbäume?"

„Zu Nutzholz."

„Und die Obstbäume?"

„Daß sie Frucht tragen."

„Gut. Wer nun aber von einem Waldbaum Aepfel und Feigen verlangt, thut er nicht Unrecht, wenn er sich über getäuschte Erwartung beklagt und den Baum verdammt?"

„Sehen Sie," rief Nicolai triumphirend, der auch die mündlichen Geisteserzeugnisse seiner Freunde gern in Verlag nahm und sie mit freudiger Begeisterung wie eigene Hervorbringungen ansah und erklärend

befürwortete: „Sehen Sie, da haben Sie das Grundwesen der neuen Humanität: die naturgemäßen Ergebnisse der Dinge zu heischen und die Natur dieser Dinge zu erforschen. Es ist, sinnbildlich genommen und auf den Menschen mit freier Willenskraft angewendet, erklärlich, wenn der Feigenbaum verflucht wird, der zur gemessenen Zeit, da man deren bedarf, keine Frucht trägt, er sei dazu verdammt, daß er verdorre. Jeder muß wirken und leisten.“

„Das Gespräch stockte plötzlich. Wie das so leicht geht bei ungebundener Unterhaltung Vieler, war man auf einen Abweg gelangt, man stand wie verirrt in fremder Region und mußte sich erst orientiren, man fühlte das Unbehagliche ziellosen Umherschweifens, und Niemand wagte es Wegweiser sein zu wollen, bis endlich Mendelssohn mit einem eigenthümlichen Kopfschütteln wieder begann:

„Bleiben wir bei unserm Gegenstande. Wir haben gesehen, daß das Wohlwollen ein unbegrenztes sein kann, die Freundschaft hingegen, wo sich die ganze Persönlichkeit mit all ihren Attributen einer Andern anschließt, naturgemäß nur eine begrenzte; für die Uebernahme einer vollen Persönlichkeit erfolgt auch die Uebergabe. Das klassische Alterthum, das weit mehr als die Liebe, Wesen und Begriff der Freundschaft ausgebildet hat, berichtet uns auch von Freundespaaren, ich weiß nicht wie viele.“

„Es sind drei oder auch vier Paare,“ berichtete Ramler, „Achilles und Patroklus, Theseus und Pirithoos, Orest und Pylades, Damon und Phyntias;

Plutarch zählt noch ein fünftes in Epaminondas und Pelopidas hinzu."

„Die Grundbedingung der Freundschaft ist Gleichheit," sagte Mendelssohn, und Ramler fügte bestätigend hinzu:

„Cicero setzte sogar die Gleichheit der Bestrebungen und des Naturells als Bedingung."

„Und die guten Schwestern der Mutter Natur, die liebe Tante Gewohnheit und die kluge Tante Sophistik, sind die besten Verzieherinnen und Kupplerinnen," raunte Abraham Rechenmeister Ephraim in's Ohr. Dieser wendete sich ab, unwillig sowohl über das Gehörte als auch über die Unart, ein flüsterndes Zwiegespräch zu versuchen, wo Alles in lautem Denken sich vereinigte. Er hörte hin wie nun Gumperz fortfuhr:

„Das ist wohl auch der Grund, wollte ich schon vorhin bemerken, warum unser Herr Maimon das Wort „unabhängig" in den Begriff der Freundschaft aufnahm; nur die Gleichheit macht wahrhaft unabhängig. Zwischen Lehrer und Schüler in der weitesten Bedeutung des Wortes, zwischen Hohem und Niederem, Herrn und Diener, zwischen dem Reichen und Armen ist keine Freundschaft möglich. Auf Dankbarkeit läßt sich keine Freundschaft bauen, vielleicht die Liebe, die als Gemüthsaffekt alle Unterschiede überspringt. — Ein Reicher, der einen Armen zum wahren Freunde haben will, darf diesen nicht seiner Armuth und Noth überlassen, und er wird nicht einmal Dank dafür heischen, weil er in gleichem Falle Gleiches erwarten zu können

sich bewußt ist, der Dank hebt die Unabhängigkeit, das freie Urtheil und die Gleichheit auf."

„Sie drehen den Wahlspruch des Königs um und sagen statt Suum cuique — Jedem das Meine," fiel Maimon dazwischen und wendete dabei nach Art der Thalmudisten die Hand rasch herüber und hinüber und drehte sie hin und her. „Da wird mir gestern ein Landsmann geschickt mit einem Empfehlungsbrief, ich soll' ihm helfen. Ich lieg' noch im Bett und studir', weil ich kein Holz zum Einheizen hab'." Wißt Ihr was? sag' ich zu dem Fremden, ich will an die Seite rücken, legt Euch 'rein zu mir und wärmt Euch, das ist Alles was ich für Euch thun kann."

Man lachte, aber der heftige Arzt ließ sich nicht aus der Fassung bringen und fuhr fort:

„Der pythagoräische Bund war auf die werkthätige Freundschaft gestellt und Pythagoras stellt die Grundbedingung auf: unter Freunden muß Alles gemeinsam sein. Der Arme, der von dem Reichen als seinem Freund empfängt, kann das unabhängig. Der brave und freie Mensch nimmt eben so frei als er giebt, es ist nur ein feinerer Egoismus, wenn die Leute lieber geben als nehmen, es gehört eine freiere Seele dazu, zu nehmen."

„Ich nehm'," fiel wieder Maimon dazwischen, „ich bin jetzt sogar stolz darauf." Und wieder fuhr Gumperz fort:

„Ich möchte aber noch eine Frage stellen: kann ein Großer, ein gewaltiger Herrscher einen Freund haben? Hat unser König Friedrich einen Freund?"

„Ich glaube: nein, aber Sie mengen zu Vieles untereinander," sagte Mendelssohn.

„Was thut's?" entgegnete der hitzige Arzt, „mag sich Jeder selbst herauslesen, was ihm behagt; ich sage nur: ein echter König, der selbst und nur aus sich herrschen will, kann keinen Freund haben, denn der Freund hat das Recht und die Pflicht, auf Gesinnung und That des Freundes unmittelbaren Einfluß zu üben, ein Selbstherrscher kann das nicht gestatten, und so steht er auf seiner traurigen Höhe allein; unser unvergleichlicher König Friedrich ist eifersüchtig auf seine Alleinherrschaft, er verachtet Habsucht und Eigennutz, er will keinen Günstling haben und er hat — keinen Freund; diese Marishal, Jordan, d'Argens, d'Alambert und so weiter, mit denen er persönlich oder brieflich in Freundschaftsverbindung steht, sind das Freunde? Wenn er auch noch so viel Freundschaftsgedichte macht, so ist das doch nur poetischer Zeitvertreib. Sie selber, Herr Mendelssohn, haben ihm ja in Ihrer Kritik seiner Gedichte nachgewiesen, daß er Gedanken in Verse bringt, die nicht die seinigen sein können, und er hat es Ihnen mit Recht übel genommen, daß Sie ihm ehrerbietig dargethan, wo Lücken und logische Widersprüche sind. Was soll einem Fürsten ein unabhängiger Wahrheitsfreund? Ein König könnte nur Jugendfreunde haben, aber man vergißt den Antimacchiavell und die Jugendfreunde, wenn man König ist."

„Die Freundschaft ist das höchste Gut, sie ist ein Engel," sagte Abraham Rechenmeister, „nur Schade, daß wir mit unseren Brillen keine Engel mehr sehen.

Der Starke braucht keinen Engel und keinen Freund, er hält sich durch sich; ein sogenannter Freund ist nur ein Stab, auf den sich der Schwache stützt —"

„Und der wie Mosis Stab zur Schlange wird, wenn man ihn wegwirft," bemerkte Ephraim. Ein scharfer Blick aus dem Auge Mendelssohns traf Ephraim und durchzuckte ihn bis in's Herz hinein, aber Mendelssohn wendete sich an den ihm bekannten Spötter und erklärte ihm, wie die Freundschaft nicht aus Hülfsbedürftigkeit entspringe, und Ramler unterstützte ihn hierbei mit einem Kernzitat aus Plato's Lysis.

Mendelssohn hatte nun noch ein kleines Scharmützel über das Verhältniß von Freundschaft und Ehre. Der neue Sokrates wendete hiebei nicht nur die geistige Hebammenkunst des Meisters, sondern auch eine thalmudische Taktik an, indem er den Gegner zu ungedeckten Ausfällen reizte, um ihn am Ende gefangen zu nehmen; aber es war eine milde Gefangenschaft, wobei man sich schließlich gegenseitig den Frieden erklärte.

Ramler lenkte nochmals auf eine andere Seite des Gespräches hin, indem er, eingedenk seiner ausgebreiteten literarischen Beziehungen, die Berechtigung zum Bruch der Freundschaft zur Erörterung brachte und abermals die Meinung des Aristoteles vertrat, der die Ungleichheit in der fortgeschrittenen intellectuellen Bildung als berechtigte Lösung bezeichnet.

Mendelssohn schien sich zu lange im klassischen Alterthum verweilt zu haben; mit einer eigenthümlichen Andacht holte er die Bibel und erklärte, daß auch das Judenthum die Freundschaft hochstelle, und

von David und Jonathan sprechend, fand er mit Leichtigkeit die Stelle im Trauerpsalm Davids um den entschwundenen Freund (2. Sam. 1, 26): „Deine Liebe war mir theurer als Frauenliebe.“ Aber auch auf die lebendige Gegenwart zurückkehrend und als wolle er zuletzt noch den ihm Angehörigen, von dem er heute neue Kunde erhalten, herbeschwören, sprach er mit bewegter Stimme den Sinnspruch Lessings:

„Wer Freunde sucht, ist sie zu finden werth;
Wer keinen hat, hat keinen noch begehrt.“

Das war der auflösende Schlußaccord.

Die Gesellschaft entfernte sich, es war als würde eine Geistesgemeinde mit einem Segensspruch entlassen.

Auf der Treppe sagte Gumperz zu Ephraim: „Wir können die Freundespaare der Alten noch um ein schönes vermehren, es sind zwei Geisteshelden: Lessing und Mendelssohn, die im selben Jahre geboren sind. Es ist nicht umsonst, daß diese zwei aus verschiedenen Confessionen an den Eingangspfosten der neuen Zeit stehen oder eigentlich selbst solche sind.“

Mit einer nie gekannten innern Erhebung verließ Ephraim das Haus Mendelssohns, alles Abirren war vergessen und er fühlte sein ganzes Wesen wie im reinen Aether gebadet; er sah sich plötzlich mitten in die Strömung gewaltig treibender Geister hineinversetzt, die den höchsten und edelsten Errungenschaften der Menschheit zustrebten und mit den Besten der Vergangenheit in lebendigem Verkehr standen. Frische und neuer Lebensmuth durchdrang ihn; es war nicht nur

jene Freude, die wir empfinden, wenn wir aus einer Gesellschaft hinweggehen, reicher an Urtheil und tieferer Anregung; hier wirkte noch der besondere Umstand, daß Ephraim sich in einen Kreis überlegener Geister versetzt fühlte, während er in Breslau, die seltenen Begegnungen mit Lessing ausgenommen, in seinem bisherigen Lebenskreise seine Ueberlegenheit geltend machen konnte.

Dazu kam, daß er in seiner Vaterstadt sich noch immer unter Bedingungen und an Maßstäben gemessen glaubte, die er in seiner Entwicklung bereits überwunden hatte; hier trat er nun als fertiges Naturell ohne lästige Rückbeziehung in eine erhobene Männergemeinschaft, und die Geltung, die ihm zu Theil wurde, ward ihm zum Werthmesser vor sich selber. Dem redlich Strebenden wurde es dabei zur wahren Erhebung, aufschauen zu können zu hochragenden erhabenen Charakteren; der Blick wird groß und erweitert, wie beim Erschauen gewaltiger Berge, deren Gipfel die Sonne zuerst grüßt.

Und während in der Gedankenwelt freistrebende Geister sich bemühten, die Bedeutung des Lebens und dessen ewige Normen neu zu ergründen, während sie die landläufigen Gedankenmünzen prüften, bald diese als werthlose Spielmarken verwarfen, bald dort den werthlosen Zusatz bestimmten und Alles neu umprägten, wurde auch die Handelswelt erschüttert. Das Gesetz, das die während des Krieges geprägten Münzen außer Cours setzte, veränderte durch alle Schichten der Gesellschaft den gewohnten und sicher geglaubten Besitzstand.

Da gab es nun Verabschiedete und Invaliden ganz anderer Art als durch Schwert und Kugel. Ein Heros der Berliner Kaufmannschaft und einer der angesehensten Bürger der Stadt, Johann Gotzkowski gerieth durch diesen Schlag, verbunden mit anderen Unglücksfällen, an den Bettelstab. Wie nach einem Erdbeben schaute man sich um, ob dieses oder jenes Haus noch stehe, und manches hielt sich nur durch rasche Stütze von außen.

Ephraim hatte als Cassier seines Oheims, der als „Wohlgelittener" durch seine hohen Bekanntschaften das überraschende Ereigniß voraus gekannt zu haben schien, bei den darauf zielenden Geldoperationen überhäufte Arbeit, und oft wurde er von dem Schmerzgefühl heimgesucht, in welcher Thätigkeit er stehe; aber Emanuel tröstete ihn damit, daß er, einmal eingereiht, wie ein Soldat, nicht mehr nach der Berechtigung des Feldzuges fragen könne. —

Gleichzeitig mit Ephraim war ein junger Italiener in das Comptoir seines Oheims eingetreten; das Gefühl der Fremde und gemeinsamen Eingewöhnung brachte die beiden Männer zuerst nahe, Ephraim hatte das Gefühl der Heimath und der Fremde zugleich, denn er war bei seinen Verwandten, und dazu kam seine besondere Kenntniß der italienischen Sprache, er konnte dem schönen jungen Mann mit dem glühenden Blicke in heimischen Lauten begegnen, und sie schlossen sich aneinander an mit jener Wärme und Freudigkeit, mit welcher man eine Jugendfreundschaft schließt.

Der Altersabstand zwischen Emanuel und Ephraim

machte, daß sie nicht allerwege Freunde und Begleiter sein konnten; auch war Emanuel kränklich und trat schon in jene letzte Lebenswendung, die wieder umbiegt in ihren Ausgangspunkt; er hatte sich so zu sagen in die bewußte Kindwerdung hineingearbeitet, er ließ in vielerlei Weise das Weltleben unbeachtet, und hielt sich an einzelnen Ideen und Spielen fest. So sehr aber auch Ephraim schon im Mannesalter vorgerückt war, so trat er doch erst eigentlich in's erweiterte Leben ein. Treviranowar hiefür ein erwünschter Geleitsmann, er war jung, keck und schön. Wenn Ephraim mit seinem Freunde Arm in Arm durch die Straßen ging, lächelte er still in sich hinein, denn er wußte, daß er seinen schönen Glaubensgenossinnen durch seinen Gefährten nun doppelt interessant ward, und daß sie nun während drei Tagen bei ihren Zusammenkünften von nichts Anderem redeten, als von dem Cousin der Zerline und dem blassen interessanten Christen, der mit ihm ging. Boshafte Neider streuten zwar das Gerücht aus, Trevirano wäre ein getaufter Jude, und daher seine Leutseligkeit gegen Juden; aber Ephraim wußte ja, daß sein Kamerad ein italienischer Nobile und Emigrant war und nur durch Zeitumstände zu seiner jetzigen Beschäftigung genöthigt wurde.

Ephraim wollte nichts mehr unter dem Schutz dunkler Mächte wachsen lassen, er befühlte die jungen Keime, um sie zu zerdrücken, wenn sich Uebles für ihn daraus entfalten könnte. Trevirano sollte ihm ein Kamerad sein, der ihn im freudigen Lebensgenuß begleitete; mit Emanuel wollte er ein seelisches Einver-

ständniß erhalten, und sich in ihm sammeln; beide sollten ihm die Einheit dessen werden, was er sich als das Ideal eines Freundes gedacht, in Beiden sollten die gedoppelten Anforderungen seiner Natur befriedigt werden. — „Du kannst es gar nicht ermessen," sagte er einst zu Trevirano, denn es lag in seiner Art, alsbald den ihm Nahestehenden mit dem traulichen Du anreden zu müssen, „du kannst es gar nicht fassen, wie sehr ich dich um deinen ungebrochenen Lebensmuth beneide. Ihr Christen wißt es gar nicht, welch ein Glück ihr überall genießt; diese Kirchen, diese Straßen, diese Rathhäuser und Gerichtssäle sind euer, ihr seid überall zu Hause, die Beamten sind euch nicht unnahbare Schreckgestalten, die Säbelträger nicht ververächtlich dreinschauende trotzige Wehrwölfe, sie sind eure Väter, Brüder, Oheime, die weite offene Welt ist eure Familienheimath. Ein Jude aber, der sich seiner Stellung bewußt ist, und schon als Knabe erkannte ich das, geht immer bangend und fragend umher: Was habt ihr gegen mich? Was that ich euch? Er glaubt Blicke und Mienen gelten ihm, die vielleicht seiner gar nicht achten. Und all dieses Zittern bei dem innern Selbstgefühle, sich würdig zu wissen zu jeder schönen Menschengemeinschaft. Es ist tödtliche Pein, sie verzehrt den besten Lebensmuth. Ich suche mich frei zu machen und die Thorheiten der Welt zu verspotten, aber zu deiner souveränen Schwungkraft, zu deinem heiter sorglosen Spiel mit der Welt bringe ich es doch nie. Ich werde dich ewig beneiden."

Trevirano verstand nicht, was Ephraim so quälte,

er wußte nichts Anderes zu erwidern, als daß er Ephraim alle seine Lebensgeheimnisse, seine vergangene Liebe, seinen gegenwärtigen Schmerz und seine Hoffnung enthüllte. Fast nur um etwas darauf erwidern zu können, gab Ephraim Parallelen aus seiner Vergangenheit, und suchte hierdurch seine Theilnahme und sein Verständniß zu bekunden, bald aber gelangte er auch zur Gegenwart und erzählte, wie er eigentlich nach Berlin gekommen sei, um eine sogenannte Vernunftheirath mit seiner Cousine Zerline zu schließen, wie aber das majestätische Wesen Recha's, der Schwägerin Mendelssohns, einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht, wie ihn daneben eine Neigung zu dem blassen Kammermädchen im Hause seines Oheims beschäftige, wie es eigentlich sein unabänderlicher Vorsatz sei, sich nicht mehr zu verlieben, und noch viele dergleichen Widersprüche. Plötzlich fühlte er, wie es auch mißlich sei, einen Vertrauten zu haben. Hatte er schon gefürchtet, durch den Verbrauch seiner Erlebnisse für die Dichtung die eigene Individualität einzubüßen, und liebte er es daher, die Kehrseite derselben in den Gedichten darzustellen, so sah er in den immerwährenden Mittheilungen an seinen Kameraden die letzte Verschanzung einer innerlichen Individualität fallen. Bei allen Unbilden des Lebens konnte er sich bisher zurufen: in dir lebt ein Reichthum, den die Welt bisher weder erkannt noch verkannt hat," nun aber hatte er kein still verborgenes Bewußtsein mehr, in das er sich bei dem Verlust dieses neuen Freundes zurückziehen und durch das er sich in sich selber fassen konnte; verlor

er ihn oder wurde er von ihm getäuscht und verrathen, so hatte er seinen ganzen Menschen verloren.

Das ist das tiefe Wehe der Zweifelsucht, daß sie hinter jedem Werdenden den Tod lauern sieht, und ihn gewaltsam herbannt, nur um sich sagen zu können: du hast es vorher gewußt, daß es so kommen muß; ein starker Geist wird sich in selbstgenügender Verzichtleistung zurückziehen, ein schwacher wird hiedurch zögernd und zagend den Fuß über die Schwelle eines neuen Verhältnisses setzen, und nicht einmal die kurze Freude der Täuschung ungestört genießen. Ephraim bedurfte des Anschlusses an einen Andern und konnte sich doch nicht mit unbedingter Hingebung anschließen. Und wie er dennoch in fortgesetzter Vertraulichkeit seinem neuen Freunde Gedanken und Gefühle gestand, die er sonst vor sich selbst nicht zu gestehen wagte, verlor er nicht nur die innere in sich gedeihende traulich stille Unberührtheit des Denkens und Empfindens: die Verirrung trat in's Leben über, und eine besprochene Sünde verliert oft das Schreckliche der That. Ephraim fühlte auch seine moralische Grundlage wanken, denn die Grundsätze seines Freundes waren elastisch wie die eines Mannes von Welt.